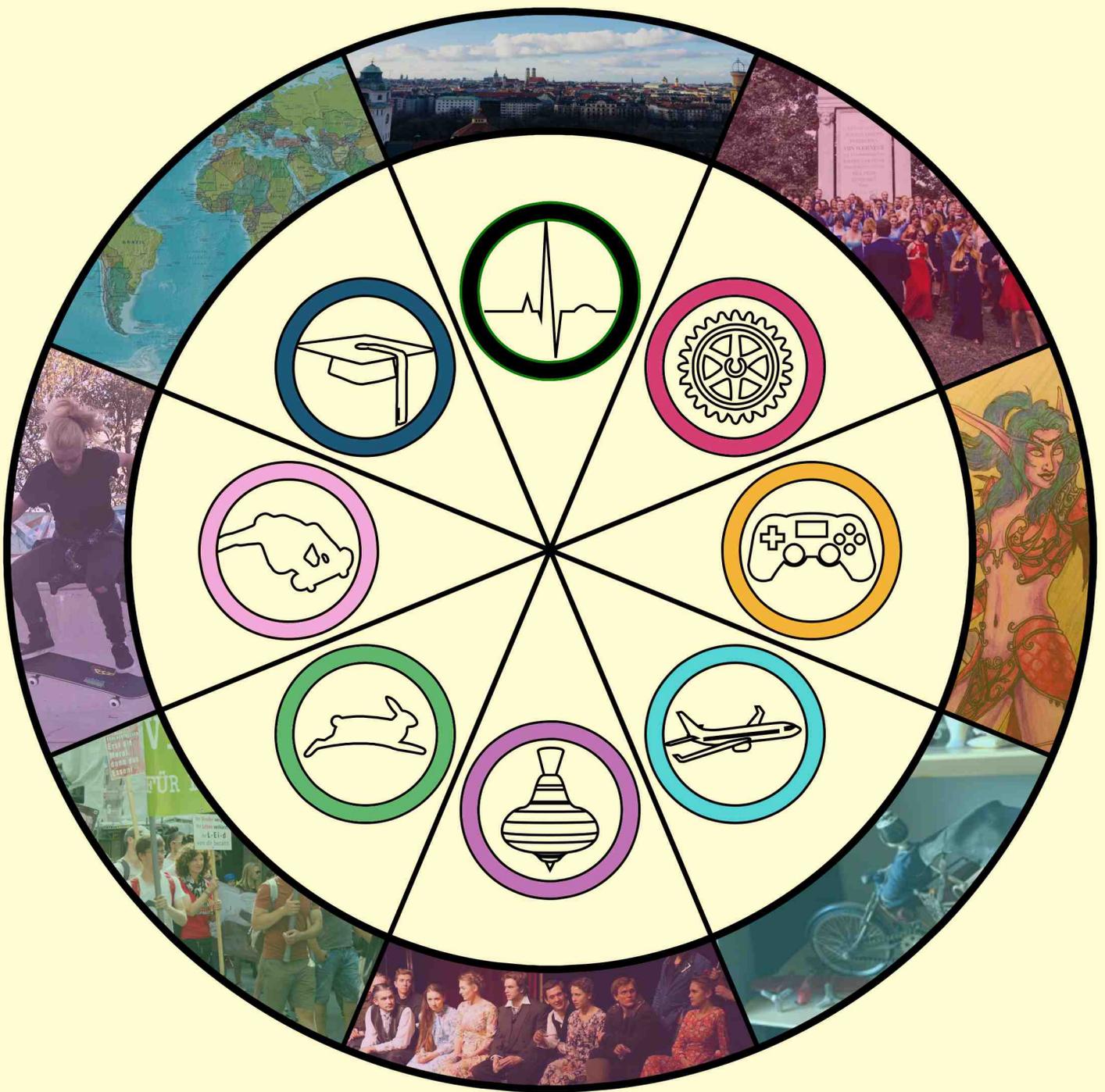
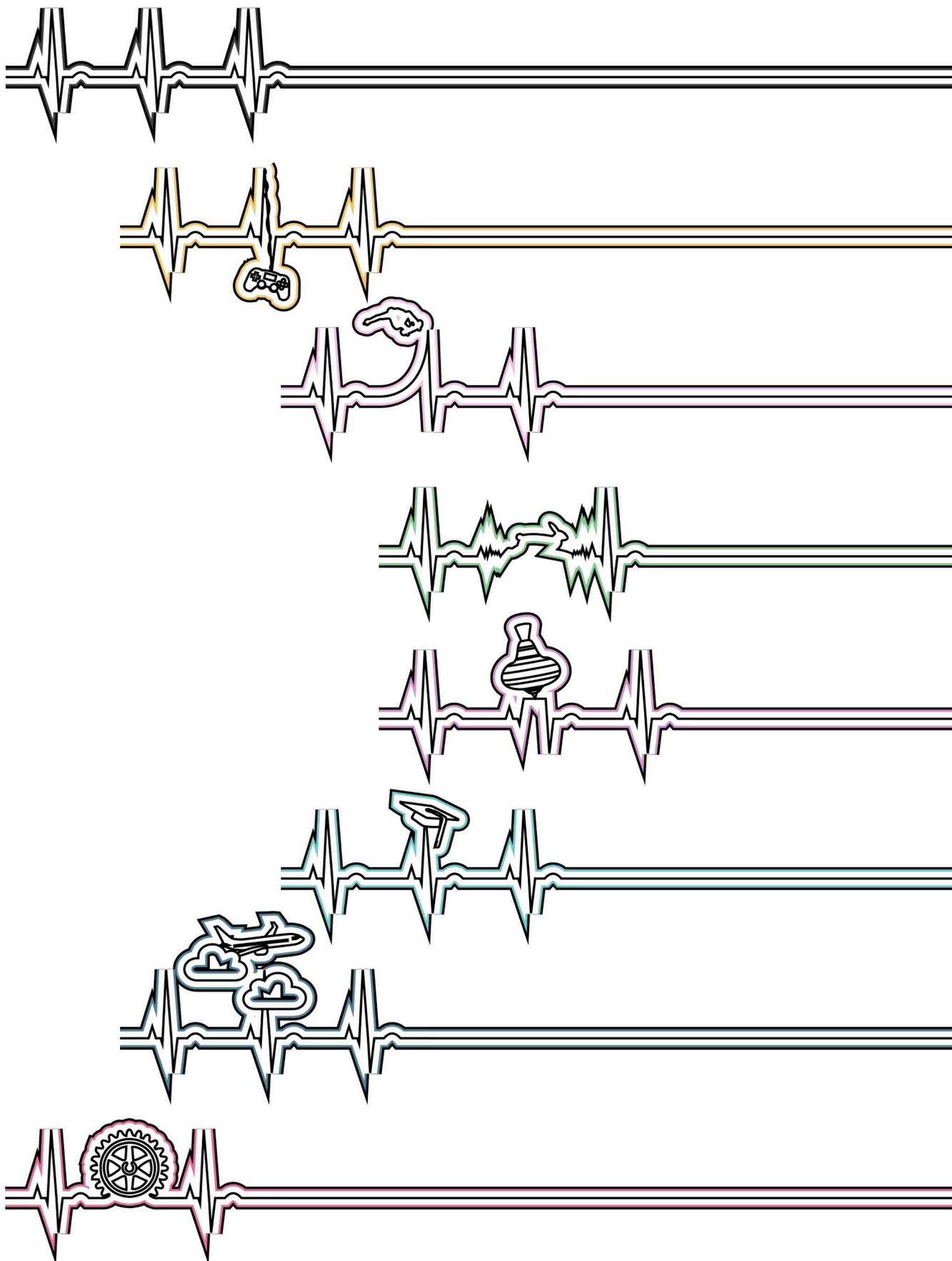


Impuls





... der Jugend

Inhaltsverzeichnis

Marketa Spiritova

Jugendkultur – Jugendszene – Subkultur?

ImPuls der Jugend in München!

1

Stefanie Gerhardt, Janina Schletz

Online Offline.

Über Bewältigungsstrategien weiblicher Gamer

6

Luca Hagg, Elisabeth Mair, Michaela Schuppe

Life is a ride

17

Wladislaw Neumann, Tim Kriegelsteiner, Tabea Stirenberg

Peta ZWEI Streeteam München.

Jugendlicher Tierrechtsaktivismus und veganer Lebensstil

35

Raphael Rüschendorf

Russische Welt in München

54

Nadine Gebhardt

Interkulturelle Kindheit und Jugend.

Drei Münchner Porträts

63

Nicolas Dittgen

„Niemand hat unsere Lebensgeschichte gecheckt“.

Auf den Spuren zweier Diplomatenkinder in München

71

Michael Brielmaier

Pomade, Polohemd und Perlenkette?

Eine Jugendorganisation zwischen sozialem Engagement
und elitärer Selbstdarstellung

74

Autorinnen und Autoren

85

Quellen

87

Jugendkultur – Jugendszene – Subkultur? ImPuls der Jugend in München!

Ein Studierendenprojekt

“

*Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein (...)
Ich möcht mich auf euch verlassen können (...)
und jede unserer Handbewegungen hat einen
besonderen Sinn weil wir eine Bewegung sind.*

”

– TocoTronic, *Digital ist besser*, 1995

Bei der Vorbereitung des auf zwei Semester angelegten Lernforschungsprojektes im Masterstudiengang Europäische Ethnologie war ich mir sicher, dass ein Projektkurs zu Jugendkultur schräge Akteur*innen, geheime Locations und subversive Praktiken zutage fördern würde. Stimmen aus dem Underground, in München gäbe es gar keine jugendliche Sub*Kultur*Szene, heizten den Forscherinnendrang noch mehr an. Es galt also mit dem ethnografischen Blick Jugendlichen und ihren Praxen nachzuspüren, die sich durch einen juvenilen, und das bedeutete in meinen Augen einen gegen die Elterngeneration und die „Gesellschaft überhaupt“ gerichteten Lebensstil auszeichneten. Revolte, Rebellion, Revolution! Trash, Illegalität, Unkonventionalität! Doch es kam ganz anders und ich wurde eines Besseren belehrt und meine klischeehaften Vorstellungen davon, wie Jugendkultur zu sein hat, auf den Kopf gestellt. Denn Jugendkultur muss nicht zwangsläufig Provokation durch auffällige Kleidung, vermeintlich unzumutbare Musik und deviante Hobbys bedeuten. Die Jugend kann auch unauffällig daher-, und ganz ohne Subversivität und sichtbare Rebellion

auskommen – und trotzdem Teil einer spannenden Bewegung, einer Szene oder eines juvenilen Projektes sein. Denn die Frage ist doch letztlich: Wie vergemeinschaften sich junge Menschen im Hier und Jetzt? Wie gestalten sie ihre Freizeit? Was macht für sie einen Sinn? Was ist für sie von Bedeutung? Welche Visionen haben sie? Was macht ihnen Spaß? Wo stoßen sie an Grenzen? Es geht also um die sozialen Lebenswelten junger Menschen und ihre Praxen, mit denen sie kulturelle Bedeutungen hervorbringen und ihrem Handeln Sinn verleihen. Und das machen ebenso Skaterinnen wie Rotaracter, Gamerinnen wie Mitglieder russ(länd)ischer Vereine, Tierrechtler*innen wie bildungsaffine Jugendliche und Diplomatenkinder in transnationalen Lebenskontexten. Sie alle, die hier vorgestellt werden, verbindet, dass sie – zumindest zeitweise – in München leb(t)en, jung (geblieben) sind, und ihre je eigene Art und Weise zu leben haben, die es lohnt, von uns Kulturwissenschaftler*innen erforscht zu werden.

Theoretische Annäherungen oder: Eine kleine Geschichte der Jugend und Jugendforschung

Kein studentisches Projekt ohne Theorie (→ **Achtung Theorie!**). Was ist Jugend? Wann fängt sie an und wann hört sie auf? Was ist Jugendkultur? Ist das gleich Subkultur? Gibt es das noch überhaupt? Oder ist alles Jugendliche zu fluiden Szenen ohne jedwede Verbindlichkeitsansprüche geronnen?

„Die Jugend“ war nicht schon immer da. Ihre Wahrnehmung als einer eigenständigen Lebensphase ist eine „Erfindung“, die mit den romantischen Vorstellungen zur bürgerlichen Familie einhergeht. Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts gewinnt die Kind- und Jugendpädagogik an Bedeutung und die allgemeine Schulpflicht wird in einzelnen Ländern eingeführt. Allerdings gilt dies nur für das Bürgertum und den Adel, Kinder aus Arbeiter- und bäuerlichen Familien treten hingegen weiterhin so früh wie möglich in die Erwerbsarbeit ein. Die Arbeiterkinder in den Städten werden oft als „Problemkinder“ stigmatisiert und kriminalisiert, da sie nicht den bürgerlichen Vorstellungen entsprechen, und es entstehen die ersten Erziehungsanstalten. Jugend wird zum ersten – und nicht zum letzten – Mal ein wichtiges Distinktionsmerkmal zwischen den Schichten.

Im 19. Jahrhundert bilden sich dann die ersten Jugendbewegungen mit je eigenen Lebens- und Wertvorstellungen. Sie stellen sich gegen die Traditionen des Elternhauses und gegen gesellschaftliche und politische Verhältnisse. So protestiert zum Beispiel der Wandervogel als eine der bekanntesten Jugendbewegungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, gegen die Naturzerstörung durch die Industrialisierung und Verstädterung und für mehr Gemeinschaft und damit gegen die aufkommende Individualisierung.

Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewinnen Jugend und Jugendforschung in der Pädagogik, Soziologie, Sozialanthropologie und Psychologie zunehmend an Kontur. Der Pädagoge Gustav Wyneken führt

den Begriff „Jugend“ ein, der Soziologe Talcott Parsons 40 Jahre später den „Jugendkultur“-Begriff, der Ethnologe Stanley Hall das Konzept der „Adoleszenz“, die Entwicklungspsychologie beginnt ihren Blick auf die Pubertät als der Identitätsentwicklungsphase schlechthin zu richten und Karl Mannheims Generationenbegriff hält Einzug in die Jugendforschung. Es folgen, nach all den Pflichten, die Kinder und Jugendliche noch bis weit in das 19. Jahrhundert (und vielerorts noch heute) haben, nun auch Rechte: Jugendschutz, Jugendfürsorge, Jugendrecht.

In den 1920er und 1930er Jahren geht von der amerikanischen Kulturanthropologie und Soziologie der Impuls aus hin zu einer „Jugendsubkultur“-forschung“. Die Chicago School begreift die „Jugend als [eine] schmerzhaft Übergangsphase“ und jugendliche Kriminelle als „Opfer und Produkte ihrer Umgebung“ (Johannes Moser). Ihre Milieu- und „Gang“-Studien richten das Augenmerk auf unterprivilegierte Jugendliche aus sozial schwachen Milieus.

Als die wohl wichtigste Einrichtung für Subkultur- und Jugendkulturforschung in Europa wird das Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham. Die „Klasse“ wird zur zentralen Kategorie in der Bildung von Jugendsubkulturen und ihren Kampf gegen die kulturelle Hegemonie dominierender (bürgerlicher) Schichten. Fragen nach „alternativen und oppositionellen Kulturpraxen, nach sozialen Gruppen und Lebensweisen, die nicht durch bürgerliche Lebensstile gekennzeichnet sind“ (Wolfgang Kaschuba), nach Strategien der kulturellen Selbstdarstellung und Abgrenzung von der eigenen Stammkultur sowie anderen sozialen und Altersgruppen gewinnen hier an Bedeutung. Diese Überbetonung der Kategorie der Klasse wird in den 1990er zunehmend infrage gestellt.

Postmoderne und Globalisierung bewirken einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel, der die Pluralisierung und Fragmentarisierung der

spätmodernen Lebenswelten zufolge hat. Ein Wandel der Arbeitswelten auf der einen, eine Vielzahl an Identifikationsangeboten auf der anderen Seite, Individualisierung, Subjektivierung und Eventisierung haben einen erheblichen Einfluss auf Jugendkulturen. Familie, Nachbarschaft, Kirche, Vereine verlieren als traditionale Vergemeinschaftungsformen zunehmend an Bedeutung, und lassen kleinere, fragmentierte Lebenswelten entstehen. „Szenen“, die sich durch „Medien, Marken und Moden“ konstituieren, werden zu neuen „Sozialisationsagenturen“ für Jugendliche (Ronald Hitzler). Jede und jeder Jugendliche kann sich unverbindlich in ihnen vergemeinschaften. Damit sind Szenen „prototypische Gesellungsformen der individualisierten und vor allem juvenilen Menschen in Gesellschaften im Übergang zu einer ‚anderen‘ Moderne“ und ein „Sinnbild einer Gesellschaft mit uneindeutigen Zugehörigkeiten und verschwimmenden Grenzen, die sich in Szenen präsentiert und in diesen repräsentiert wird, einer Gesellschaft, in der sich alle darstellen (müssen) (...) auf mehreren Bühnen

gleichzeitig“ (Doris Lucke). Es geht also nicht mehr um Widerstand und gegenhegemoniale Praktiken, sondern um die „Ästhetisierung des Alltags“, um Selbstdarstellung. „Lifestyle“ ist in den 1990er und 2000er Jahren der neue Punk, der sich in fluiden, unverbindlichen, milieuspezifischen Freizeitszenen vergemeinschaftet.

Und heute? Wie gestalten Jugendliche ihre Freizeit im 21. Jahrhundert? Eignen sich diese Begriffe – Jugendkultur – Subkultur – Szene – Lebensstilgemeinschaft – zur Beschreibung heutiger juveniler Lebensentwürfe und Praxen? Das Feld selbst gibt uns die Antwort darauf.

Theorie trifft Empirie

Ethnografische Feldarbeit

Jedwede ethnologische Feldarbeit stellt die Forschenden vor kleinere und größere Herausforderungen. Bei uns waren es vor allem das Alter, aber auch bestimmte Einrichtungen wie Ausbildungsbetriebe, Schulen und internationale Milieus. Uns hätte zum Beispiel interessiert, wie junge Auszubildende in einer teuren Stadt wie München ihre freie Zeit verbringen. Oder mit wem und wie Kinder und Jugendliche Freundschaften pflegen, wenn sie alle paar Jahre wieder umziehen müssen, wie etwa Kinder von Diplomaten und Expats. Während letztere Frage trotz Anlaufschwierigkeiten und nur wenig empirischem Material durchaus spannende Erkenntnisse zu Tage förderte, musste die Frage nach Alltagspraxen von Azubis und heutigen Schülerinnen und Schülern auf (Privat-)Schulen gänzlich unbeantwortet bleiben (→ **Diplomatenkinder**). Die Institutionen hatten ent-

weder kein Interesse an unserem Projekt, es gab dieses Feld schlichtweg nicht oder die Einrichtungen hielten – freilich aus gutem Grund – ihre schützende Hand über „ihre“ Jugendlichen. Da viele unter ihnen noch nicht volljährig waren, hätte es für uns auch einiges an rechtlichem und anderem Aufwand bedeutet. Also begann für uns die Jugend mit 18 und hörte in etwa mit 30 auf, manchmal aus forschungstechnischen Gründen auch später (→ **PETA ZWEI**). Klar war auch, dass wir in München forschen wollen. Wo, beziehungsweise mit wem, sollte sich im Verlauf des ersten Semesters entscheiden. Es gab keine strikten Vorgaben nach dem Motto „das ist eine Jugendkultur oder Szene, hier wollen wir forschen“, jeder Student und jede Studentin konnte sich von seinem beziehungsweise ihrem Interesse leiten lassen. Das war uns wichtig, denn wir wollten ja

keine Enzyklopädie der Jugendkulturen in München erstellen und die Jugendlichen und ihre Praxen in einem systematischen Schema abbilden. Was die Forschungen nicht unbedingt einfacher machte, handelte es sich am Ende eben nicht um eine bemühte Darstellung in sich geschlossener, homogener Jugendkulturen wie es zum Beispiel noch für die Teds oder die Mods im England der 1950er respektive 1960er Jahre oder für sichtbare, auffällige Jugendbewegungen wie die Hippies oder den Punk gemacht wurde.

Es ging uns in erster Linie darum, mit den Methoden der ethnografischen Forschung – mit teilnehmenden Beobachtungen, qualitativen Interviews, Fotodokumentationen, Filmen sowie Bild- und Medienanalysen – jugendlichen Akteur*innen und ihren Räumen, ihren Objekten und Praktiken, ihren Geschichten und Deutungen zu folgen. Dabei haben sich je nach Feld ganz unterschiedliche Fragestellungen und damit auch Konzepte und

schließlich Darstellungsweisen entwickelt. Eine Praxis blieb jedoch von Anfang an bei den meisten zentral: der (Lebens-)Stil, eine ganz eigene Art (sichtbar wie unsichtbar) sich auszudrücken, seine Freizeit zu gestalten, zu leben. Sechs unterschiedliche Felder haben wir ausgesucht und in einem Zeitraum von mehr als einem halben Jahr vor Ort geforscht: Fragen gestellt, beobachtet, fotografiert, im Feldtagebuch dokumentiert. Die eigene, nicht immer einfache Rolle im Feld und damit die Nähe und Distanz zu den Akteur*innen wurden reflektiert (→ **Rotaracter*innen**), zuweilen wurde Geschichten zugehört, die einem nahe gingen (→ **Gamerinnen**), manchmal musste man die Praktiken des Feldes körperlich, auf schmerzhafte Weise, erfahren (→ **Skater*innen** ☺), manchmal fühlte man sich ‚sauwohl‘ im Feld, manchmal weniger. Umso mehr freut es uns, dass wir Euch und Ihnen unsere Ergebnisse in einer kleinen, magazinartigen Publikation präsentieren können.

Lesenswerte Ethnografien

Wir haben uns für die Darstellung unserer Forschungsergebnisse für das Genre des Magazins entschieden (Danke Christinel). Das hat uns auch die Möglichkeit gegeben, mit unterschiedlichen Gattungen jenseits der wissenschaftlichen Textproduktion zu experimentieren. Neben „klassischen“ Texten und Bildern findet Ihr Interviews, Selbstporträts, Auszüge aus unseren Feldtagebüchern, Infoboxen zu szenetypischen und wissenschaftlichen Begriffen, einen Comic und eine Fotostory.

Den Anfang macht der Artikel von *Janina Schletz* und *Stefanie Gerhardt* über Formen der Diskriminierung von **Mädchen und Frauen in der Gameszene**. In ihrem Text zeigen die beiden Autorinnen auf, wie vor allem in Online-Multiplayer-Spielen Gamerinnen systematisch „gedoxxt“, „geswattet“, bedrängt und belästigt werden. Wie die jungen Frauen mit der Diskriminierung umgehen, zeigen sie anhand eines Interviews und einem selbst entworfenen Comic.

Einen Fokus auf die Kategorie Gender wählen auch *Luca Hagg*, *Elisabeth Mair* und *Michaela Schuppe*, die in der vielleicht bekanntesten Szene geforscht haben: Es geht um **Skaterinnen** und Skater in München und ihren „Platzl“, ihre „Bowls“, „Runs“ und „Jams“. Dabei fragen sich die Forscherinnen zweierlei: Ist die einst rebellische Skateszene – gerade in München – dem Mainstream zum Opfer gefallen? Und: Wo stehen die Mädchen und jungen Frauen in der Szene – sind sie voll dabei oder machen sie nur als Fan Girls, als sogenannte „Betties“, mit?

Gesellschaftspolitisches Engagement steht im Zentrum des Beitrags von *Tabea Stirenberg*, *Tim Kriegelsteiner* und *Wladislaw Neumann*. In ihren Texten fragen sie nach den Motiven und Zielen der Jugendorganisation der Tierrechtsbewegung PETA, **PETA ZWEI**, und damit nach den juvenilen Praktiken der Politisierung des Alltags. Dabei zeichnen sie zum einen die zuweilen aufsehenerregenden Proteststrategien von PETA ZWEI im

öffentlichen Raum nach. Zum anderen zeigen sie auf, dass ein allumfassender veganer Lebensstil wesentliches Distinktionsmerkmal und Voraussetzung ist, sich bei PETA ZWEI zu engagieren.

Raphael Rüschen beschäftigt sich wiederum mit der (post-)migrantischen Jugendkultur, genauer: mit **Jugendlichen** aus Russland und den Republiken der ehemaligen Sowjetunion, **die sich in russischsprachigen Vereinen organisieren**. Es geht ihm um die Frage nach den Identitätskonstruktionen in einem interkulturellen Spannungsfeld. Dabei zeigt sich, dass die Sprache das wichtigste Zugehörigkeitskriterium für die jungen Menschen darstellt, nur selten fußt die emotionale Bindung an eine „russische Kultur“ auf ethnisch-nationalen Argumentationen.

Mit dem „elitären München“ beschäftigen sich *Nadine Gebhardt*, *Michael Brielmaier* und *Nicolas Dittgen*. *Nadine* stellt Porträts von drei **jungen Menschen** aus München vor, **die auf** die Europäische beziehungsweise **Internationale Schulen gingen**. Bei allen drei Interviewpartner*innen wird deutlich, welch hohen Stellenwert Bildung, die Kenntnis von Sprachen und die Kompetenz, sich in ganz unterschiedlichen kulturellen, nationalen wie transnationalen, Kontexten zu bewegen, für die weiteren Lebenswege haben.

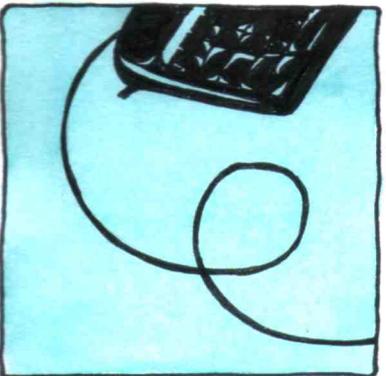
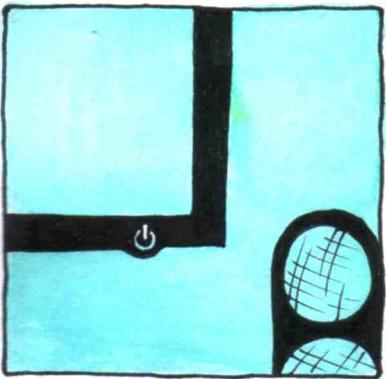
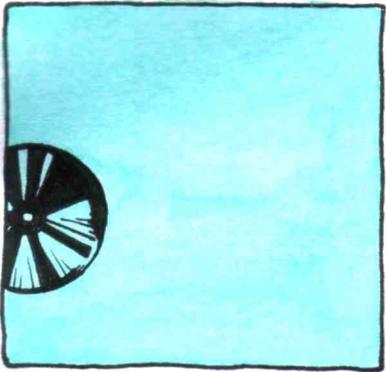
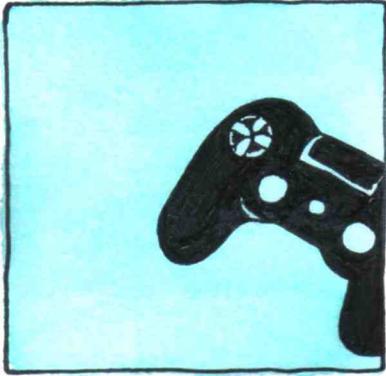
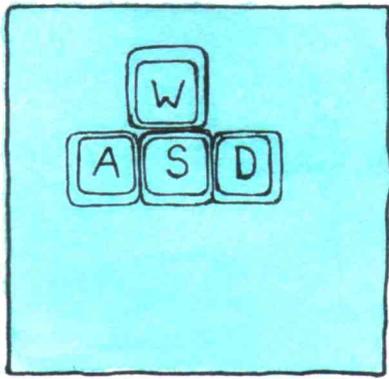
Nicolas konnte mit **Kindern aus einer Diplomatenfamilie** sprechen und erfahren, wie und mit wem sie ihre Freizeit verbringen, wie sie

Freundschaften knüpfen und Beziehungen pflegen, wenn sie – bedingt durch die Berufe ihrer Eltern – häufig ihren Wohnort und ihre Schule wechseln müssen.

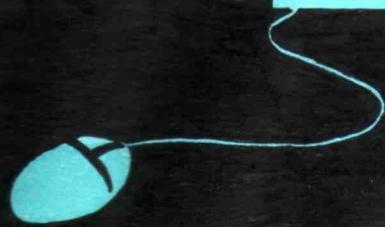
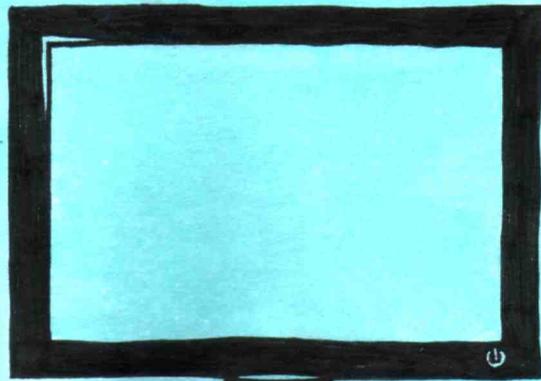
Den Abschluss macht *Michaels* ethnografische Forschung zu den Mitgliedern von **Rotaract**, der Jugendorganisation des Serviceclubs Rotary. Dabei fördert der Autor ambivalente Befunde zutage: Da sind auf der einen Seite der Besitz ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals und ein elitärer Habitus, der Vorurteile weiter zu vertiefen scheint. Da sind aber auch hohes zivilgesellschaftliches Engagement und eine kritische (Selbst-)Reflexion der Akteur*innen, die einen Wertewandel innerhalb von Rotary bewirken wollen, auf der anderen.

All diese Ethnografien geben Einblicke in die Lebenswelten ganz unterschiedlicher junger Erwachsener: in ihre Lebensstile und Alltagspraktiken, in ihre Handlungsmotive und Bewältigungsstrategien, in ihre Werthaltungen, Wünsche und Zukunftsvorstellungen. Bei der Darstellung ihrer Lebenswelten haben wir uns darum bemüht, ihnen keinen Stempel aufzudrücken, sie selbst zu Wort kommen zu lassen – sie eben nicht in die eine Jugendkultur oder Szene hineinzupressen. Denn die „Jugend“ ist keine – ist es noch nie gewesen – in sich geschlossene, homogene „Kultur“, über die man einfach so schreibt. Sondern mit ihr.

Wir danken sehr herzlich allen unseren Interviewpartner*innen und Unterstützer*innen und wünschen Euch und Ihnen viel Spaß beim Lesen!

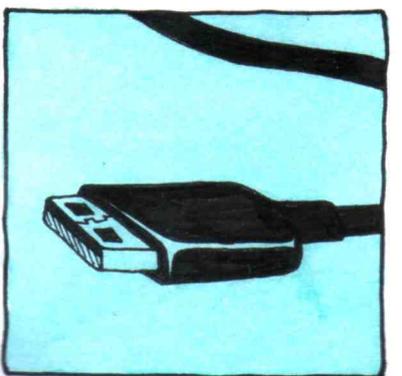
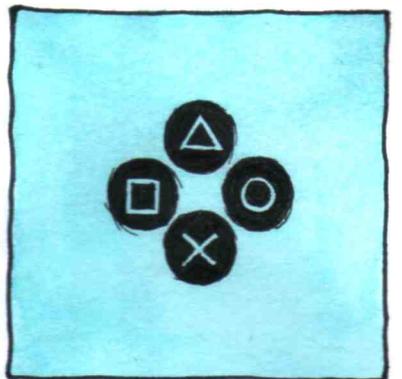
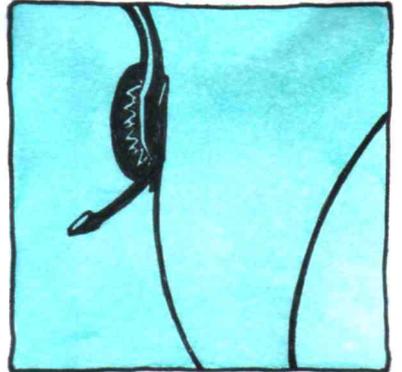
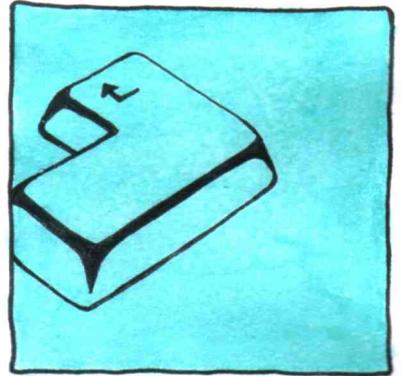
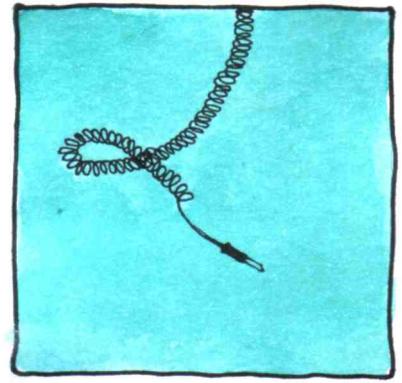


sniff Online Gamerinnen



ein Comic über
Sexismus und Diskriminierung
in der Online-Gaming-Welt...

Text: J. Schletz & S. Gerhardt...
Zeichnungen: S. Gerhardt



>select character

> male

> female



rogue

mage

warrior

> male

> female



rogue



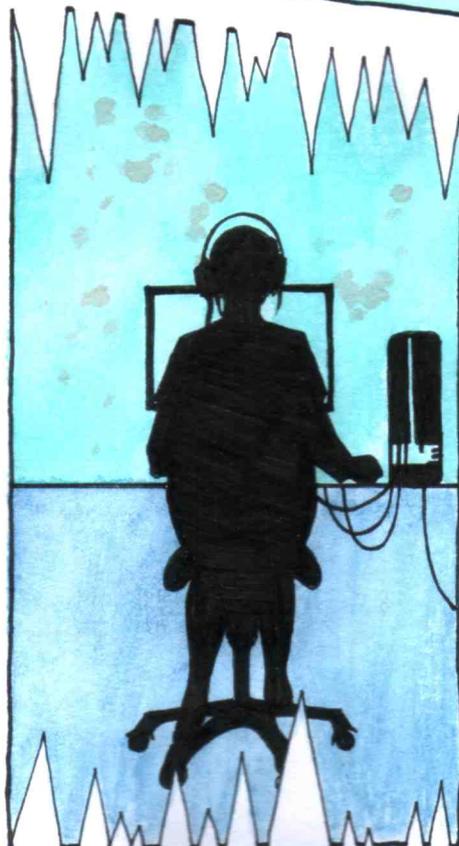
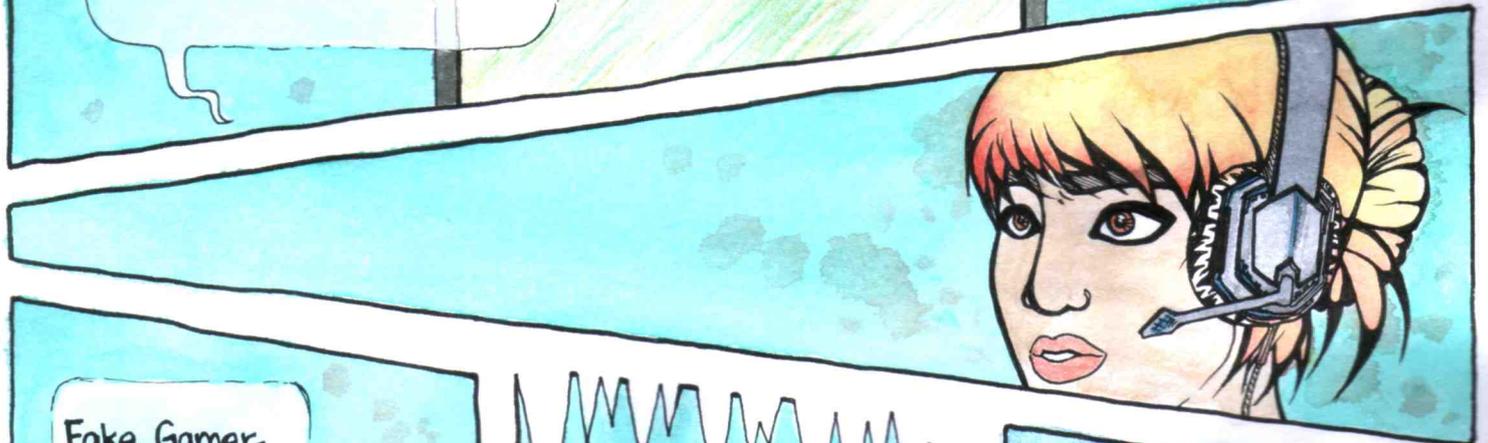
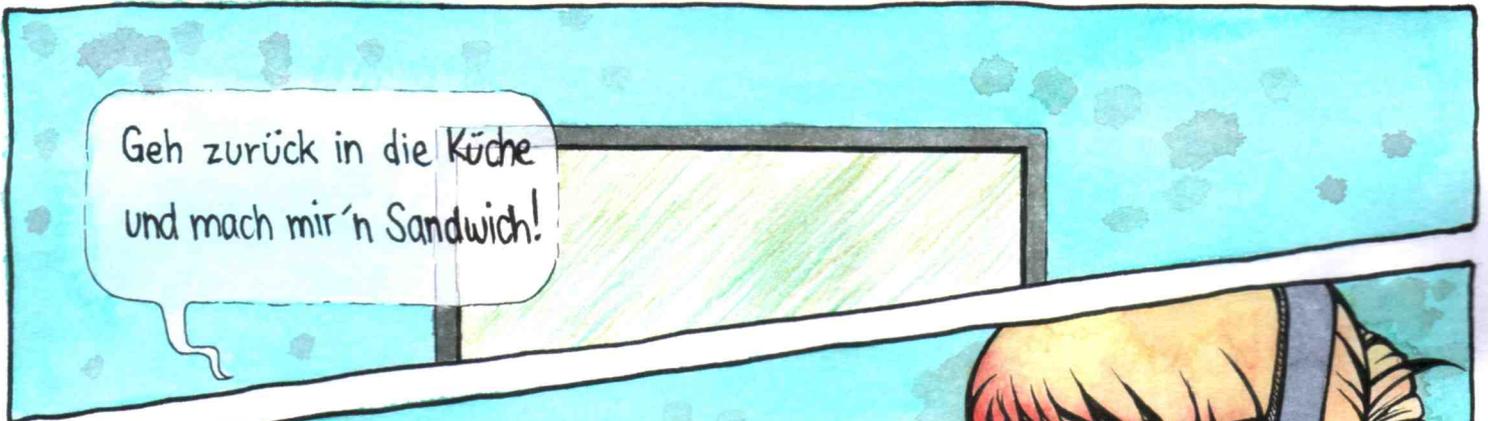
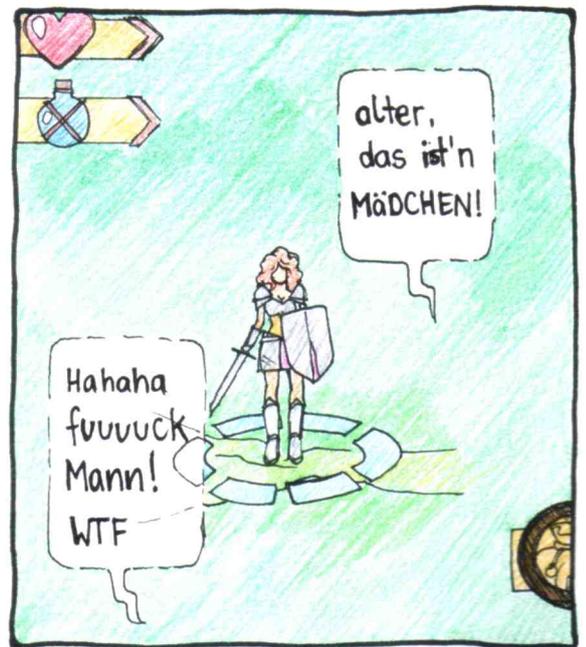
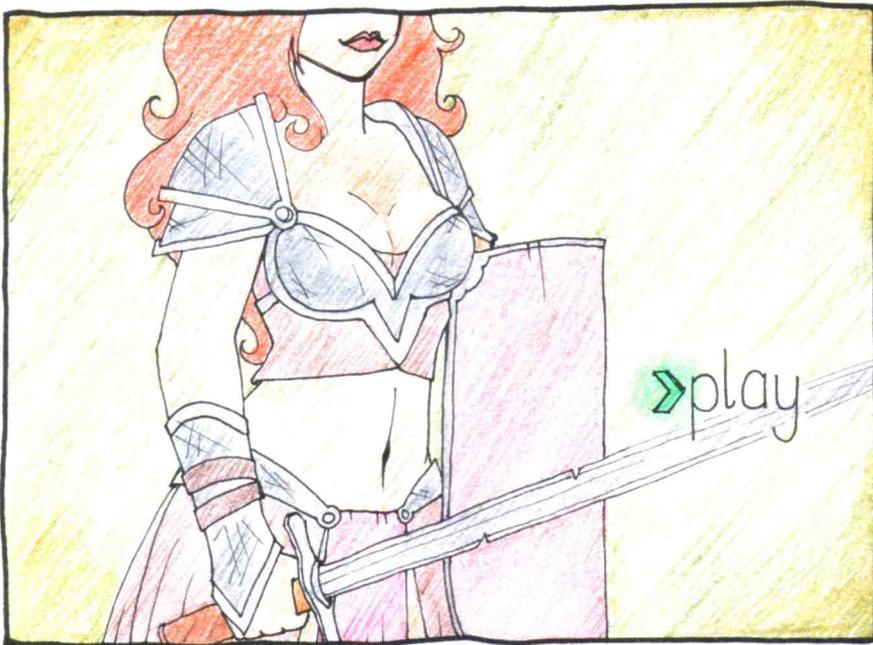
mage



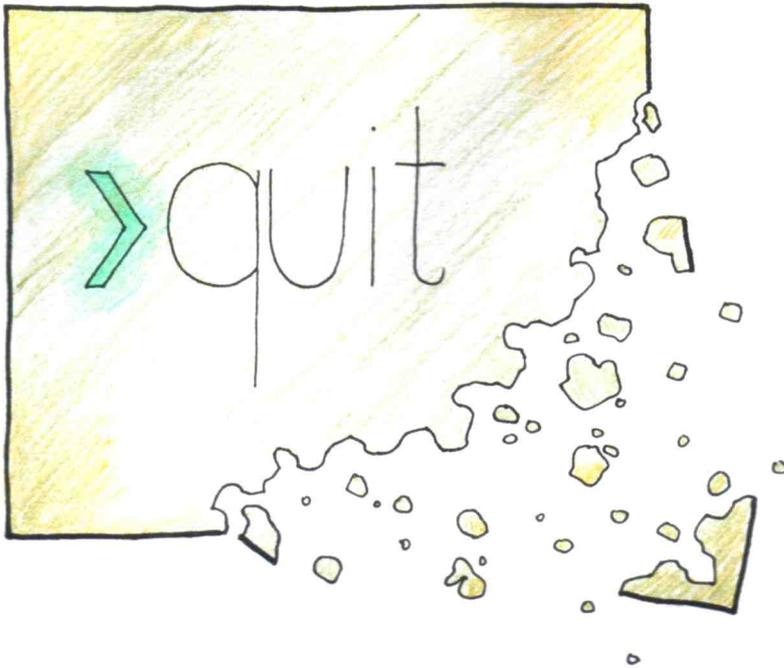
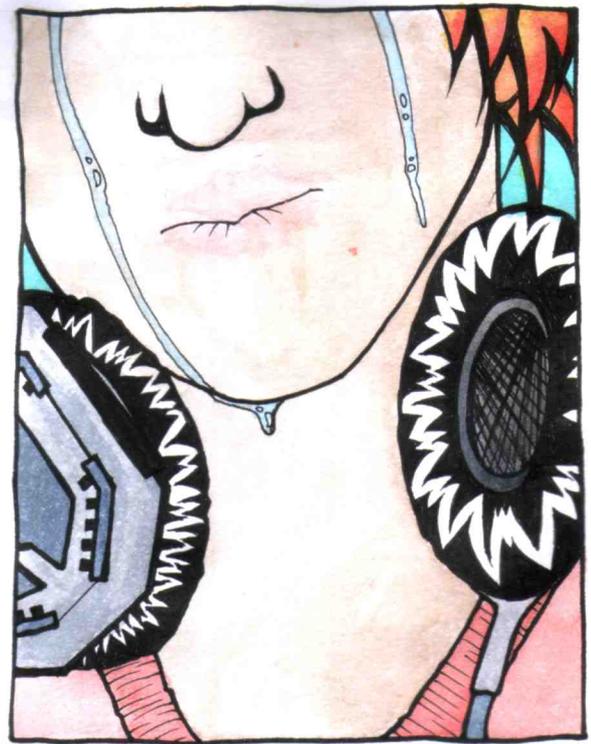
warrior

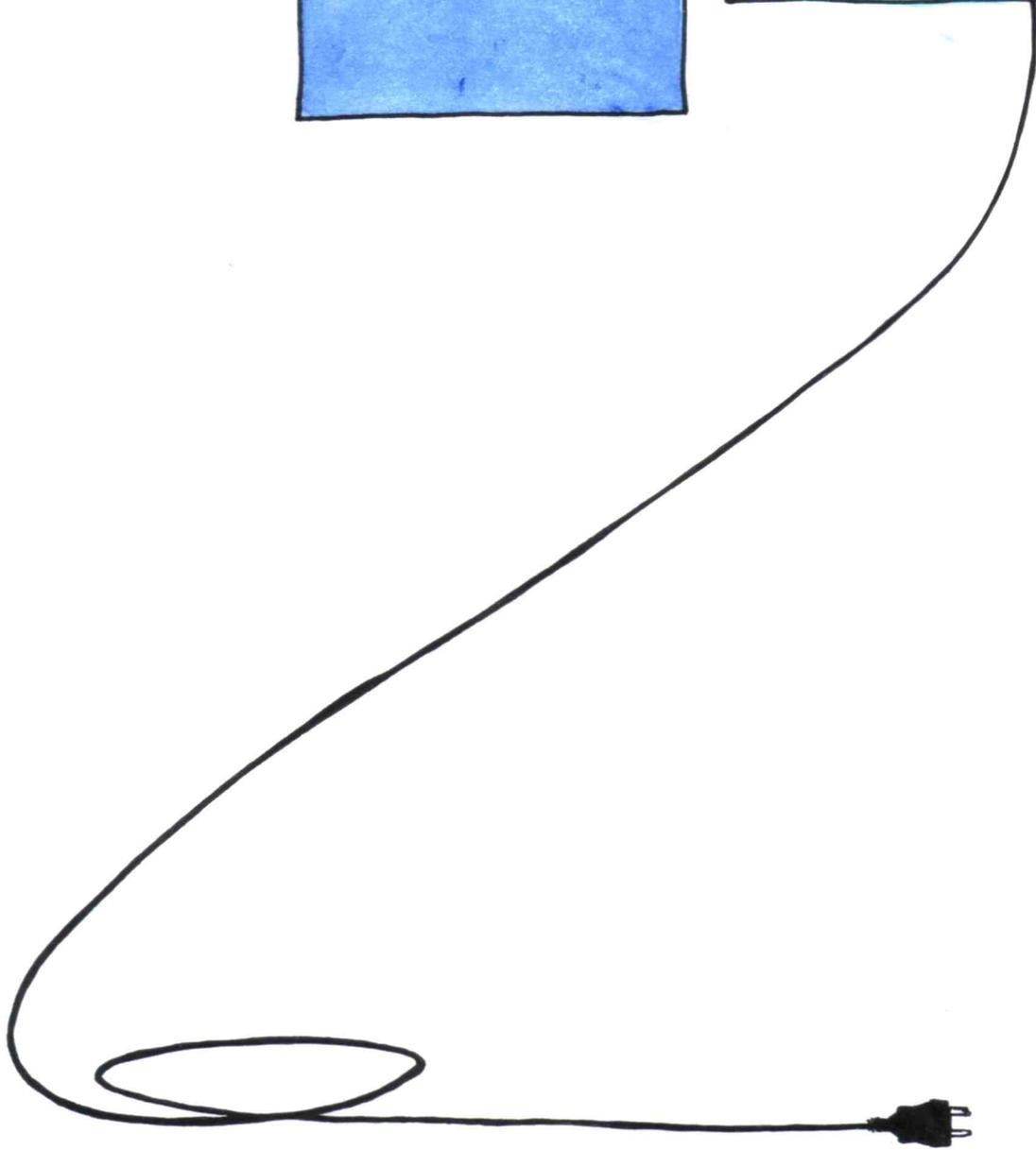
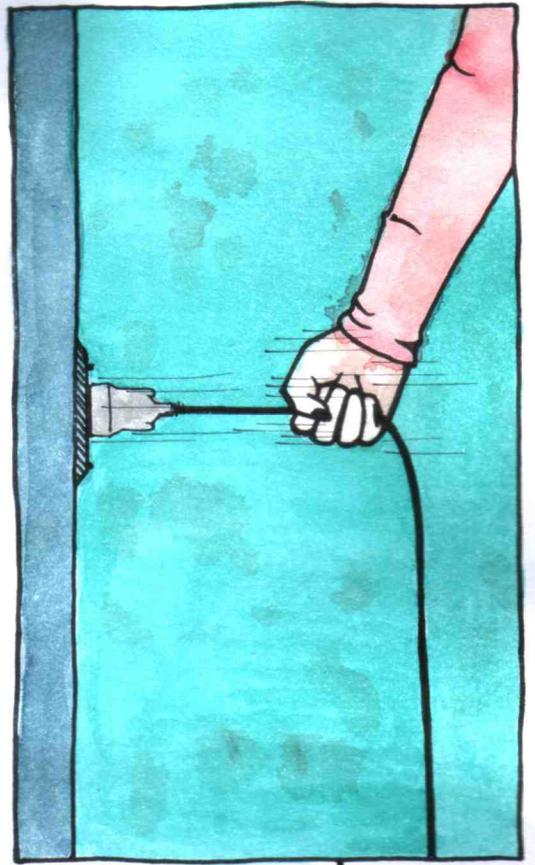
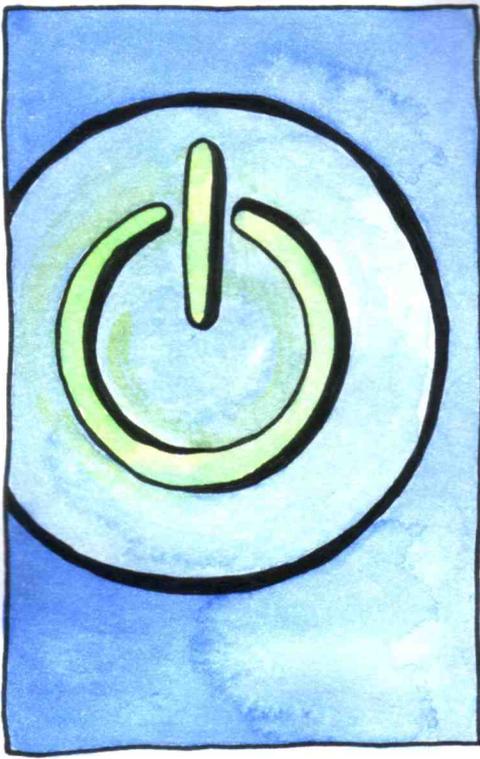
enter name

8bitprincess!



Wenn ich dich finde,
zeig ich dir, wo
kleine Schlampen,
wie du, hin
gehören!
Scheiß Ho!





...

ONLINE OFFLINE

Über Bewältigungsstrategien weiblicher Gamer

Spätestens seit #GamerGate rückte die Belästigung und Diskriminierung von weiblichen Gamern ins Licht der Öffentlichkeit. Vor allem in Online-Multiplayerspielen werden Frauen und Mädchen, mit dem Ziel sie aus dem virtuellen Raum zu vergraulen, systematisch bedrängt und belästigt. Wie gehen die Gamerinnen damit um und welche Bewältigungsstrategien entwickeln sie und eignen sich an? Diesen Fragen widmet sich unser Artikel.

In vielen sozialen Konstellationen gibt es Außenseiter*innen – Personen oder Gruppen, die an den Rand gedrängt und ausgegrenzt werden, weil sie angeblich nicht „dazu“ gehören. Genauso verhält es sich mit Gamerinnen in der Videospielder Gamingszene. Die Spieleindustrie konzentriert sich weitestgehend auf ihre Hauptabsatzgruppe: den männlichen, heterosexuellen, weißen

Gamer und seine Game-Vorlieben. Trotz fanservice werden Randgruppen, egal welcher Art, außen vor gelassen, obwohl die Rufe nach *Diversity* in Spielen in den letzten Jahren immer lauter wurden. Der Videospiegelmarkt hat sich zwar etwas geöffnet, doch kommen die Spieleentwickler den Forderungen was Spieelaufbau und -design angeht noch längst nicht ausreichend nach. Trotz erster Schritte in die „richtige Richtung“, wie der Erschließung neuer Zielgruppen für den Videospiegelmarkt, zum Beispiel durch die Nintendo Wii, mit der auch Familien angesprochen werden, bleibt die Landschaft an Spielen

für jedermann und jedefrau insgesamt relativ karg. In vielen Spielen gibt es hauptsächlich männliche Charaktere, die spielbar sind. Nicht männliche oder nicht-weiße Figuren sind oft *NPCs*. Sind sie dennoch spielbar, werden sie überwiegend stereotypisiert dargestellt. Bei weiblichen Charakteren bedeutet das, dass sie stark sexualisiert gezeigt werden, zum Beispiel durch freizügige Outfits und/oder große Brüste. In diesem Zusammenhang dürfte die Tatsache, dass laut Statista fast die Hälfte aller Gamer*innen weiblich ist, Anlass genug sein, einen genaueren Blick auf die Dynamiken zwischen den Akteur*innen und den Praktiken von weiblichen Gamern zu werfen.

Einen nicht virtuellen sondern realen, greifbaren Zugang zu Gamerinnen zu bekommen ist kein leichtes Unterfangen wie wir erfahren mussten. Obwohl die Gamingszene durch einige Events und Treffpunkte immer wieder auf dem Stadtplan Münchens zu finden ist, war es zunächst schwierig Spieler*innen oder Spielergruppen besser kennenzulernen, um sie nach den Geschlechterrollen in den Spielen und der Szene selbst zu befragen. Dank persönlicher Kontakte gelang es uns schließlich Zugang zu zwei Gamergruppen zu finden. Während in der einen Gruppe männliche Gamer dominieren, gibt es in der anderen nur ein männliches Mitglied. So war es für uns nicht verwunderlich, dass wir deshalb auch auf zwei völlig unterschiedliche Gaming Welten und Realitäten stießen.

Fanservice:

Der Begriff fanservice kommt in dieser Bedeutung aus der Anime- und Manga-Szene und meint Elemente, die nicht zur Entwicklung der Handlung beitragen, sondern den Leser*innen und Zuschauer*innen gefallen sollen, zum Beispiel aufreizende Kleidung oder Nacktszenen (vor allem Duschszenen). Diese Methode Publikum anzulocken, ist in fast allen Medienarten verbreitet (vgl. urbandictionary).

NPC:

Non Playable Charakter. Videospieldfiguren, die nicht spielbar sind.

Trash-Talk an der Tagesordnung

Sexistische Beleidigungen wie „Schlampe“, „Hure“ und ähnliches gehören oft zum Spielalltag von Frauen. Jede Gamerin, mit der wir sprachen, hatte bereits Erfahrung mit Diskriminierung im Rahmen des Spielens gemacht. In vielen *Gilden* herrscht ein rauer Umgangston, an den sich so manche erst gewöhnen müsse. Gamerinnen würden auch über Gilden hinaus belästigt. Ob in Verbindung mit #GamerGate oder in Foren, diese Art von Diskriminierung wird vor allem durch die Anonymität im Online-Gaming (z.B. via *Usernamen*) ermöglicht. Die weite Verbreitung von *Trash Talk* innerhalb von Spielen begünstigt dieses Verhalten Frauen und Mädchen gegenüber noch zusätzlich. Die Tatsache, dass den Tätern kaum Konsequenzen für ihre Handlungen drohen, bestärkt sie ebenfalls darin, ihre vermeintliche Vormachtstellung in den Spielen mit verschiedenen Mitteln zu verteidigen. Nicht nur Diskriminierung und Beleidigung sind beliebte und weit verbreitete Waffen gegen „unerwünschte“ Gamerinnen. Vor allem Frauen, die mit #GamerGate in Verbindung stehen, werden *gedoxxt* und *geswattet*.

Aggressive und auch sexualisierte Sprache beeinflusst die Spielerinnen in vielerlei Hinsicht. So konnten sich manche nur davor schützen, indem sie komplett offline gingen. Andere wiederum arrangierten sich mit dem rauen Umgangston:

“ Bitch, Schlampe, Hure oder Fotze, das sind Wörter, die hört man halt ständig. Ist normal. Gehört dazu. Man braucht ein dickes Fell, wenn man da bestehen will. Aber aufgeben ist keine Option, wir müssen denen [den männlichen Gamern] zeigen, was geht. Und da muss man das eben hinnehmen. ”

Während unserer Forschung wurde uns immer wieder vor Augen geführt, dass männliche Gilddenmitglieder sich zwar ihrer frauenfeindlichen Bemerkungen bewusst sind, diese aber eher als Witzelei oder Ansporn für ihre Mitspielerinnen sehen. So berichtete uns ein Gamer, dass er manchmal *Trash Talk* benutzt, um die anderen Gamer*innen „zu motivieren und anzuheizen, da-

mit [die Gilde] ihre Aufgaben erfüllen kann“. Die von uns befragten Gamer sehen Videospiele immer noch als „Männerräume“ an, in denen Frauen, als Eindringlinge, höchstens geduldet werden, wenn sie sich als gute Spielerinnen erweisen.

“ Wir haben ja nix gegen Mädchen als Gamer, aber sie müssen halt schon beweisen, dass sie auch was wert sind, also für die Gilde mein' ich. Wenn dann mal 'n Spruch kommt, der jetzt derb ist, dann ist das halt so. Wer da dann rumheult, der hat da einfach nichts verloren und soll's lassen. [...] Dann bleiben wir [Männer] unter uns. ”

Die Tatsache, dass die Gilddenleiter unserer befragten Gruppen männlich sind, macht zudem deutlich, dass den Mädchen eine eher untergeordnete Rolle in den Gilden zukommt. Die männliche Dominanz oder Vormachtstellung bei Videospiele, sowie die Anfeindungen und spielbezogenen Belästigungen stellen Gamerinnen vor Herausforderungen. Im Laufe der Zeit entwickelte jede Gamerin jedoch ihre eigene Bewältigungsstrategie.

Gilde:

Eine Gruppe von Spieler*innen, die sich zusammenfinden um das Ziel eines Spiels gemeinsam zu verfolgen und zu erreichen. Sie wird oft nur für Zusammenschlüsse bei Fantasyspielen genutzt.

Doxxing:

Ermittlung und Verbreitung personenbezogener Daten, wie Adressen, Telefonnummern, Passwörtern etc. einer Zielperson im Internet.

Swatting:

Vorgetäuschte Anrufe bei Notfalldiensten, zum Beispiel bei der Polizei, die einen Einsatz eines Sondereinsatzkommandos (in den USA ein SWAT Team) in der Wohnung der Zielperson zur Folge haben sollen.

Trash Talk:

Trash Talk bezeichnet vor allem verbale Auseinandersetzungen und ist am häufigsten zwischen Gegnern verbreitet, kann aber auch in Teams vorkommen, insbesondere wenn ein Mitglied seine zugewiesenen Aufgaben nicht effektiv oder erfolgreich erfüllt. Dieses Verhalten wird unter Gamer*innen oftmals als unterhaltsamer, aber ignoranter Aspekt des Wettbewerbs und der Konkurrenz angesehen.

Strategien gegen Diskriminierung im Spiel

Im Wesentlichen lassen sich diese Bewältigungsmechanismen in vier verschiedene Kategorien unterteilen. Zum einen der komplette Ausstieg aus dem Online Gaming. Im Fall von Amelie (→ **Interview: Amelie**) führten Beleidigungen und negative Erfahrungen zu Angstzuständen und einem Gefühl von Unsicherheit. Sie habe die Situation nur noch damit bewältigen können, dass sie den Stecker zog. Offline ging. Ein Blockieren von bestimmten Spielern habe in diesem Fall nicht ausgereicht. Für sie sei die einzige Alternative zu Online-Belästigung der komplette Ausstieg gewesen. Eine ganz andere Strategie ist, gezielt nur männliche Avatare zu spielen, um zu verhindern, schneller als Mädchen „erkannt“ zu werden. So würden einige Gamerinnen zumindest auf Zeit unnötigen Kommentaren ihrer Mitspieler ausweichen können. In diesem Zusammenhang würden auch gezielt geschlechterunspezifische Pseudonyme verwendet und Voice-Chats vermieden, um die Identität besser zu verschleiern. Alles „girly“-hafte wird damit sorgfältig umgangen. Nicht mit Fremden zu spielen ist eine weitere Bewältigungsstrategie, wie uns Natalie erzählte:

„*Ich geb' ja zu, manchmal bin ich schon verbissen, aber man muss eben besser sein als alle anderen, wenn man als Mädchen ernst genommen werden will. Und ich liebe es, wenn ich am Schluss die bessere bin. Da kann's dann schon mal vorkommen, dass ich so nen dämlichen Spruch loslasse wie: ‚Na, wer ist jetzt die Pussy?!‘ oder ‚Lass dir mal 'nen Schwanz wachsen‘ [...] Ist vielleicht nicht die beste Art darauf zu reagieren, aber das funktioniert für mich. Den Typen mal zu zeigen, dass wir besser sind als sie, zeigen, was wir draufhaben. Uns nichts gefallen lassen. [...] Das ist mein Motto.*“

„*Die Anonymität ist halt beides, gut und schlecht. Zum einen muss man eben nicht preisgeben, welches Geschlecht man hat, aber man bleibt eben auch unerkannt [...] und kann so Leute einfach fertigmachen. Das Anonyme, also diese ganzen fremden Leute, die sind das eigentliche Problem. Deswegen sind Gruppen aus Freunden und Bekannten auch bessern zum Zocken, da fühlt man sich wohler und weiß, dass man nicht attackiert wird.*“

All unsere befragten Gamerinnen fühlen sich, trotz einiger unpassender Sprüche innerhalb ihrer Gilde, in ihrer Gamergruppe wohl. Die Tatsache, dass sie sich untereinander kennen und sich auch im realen Leben sehen und treffen, gibt allen ein

Gefühl von Sicherheit. Sie haben die Möglichkeit Streitigkeiten persönlich auszudiskutieren, aber auch sich zu unterstützen und zu helfen, wie in Amelies Fall. Sexuelle Kommentare sind zwar keine Seltenheit, aber der Kontakt zur Person scheint für sie einen großen Unterschied zu machen. Die letzte Strategie, die wir ausmachen konnten, ist offensives Verhalten gegenüber männlichen Gamern. Denise, eine siebzehnjährige Gamerin, ist die beste Spielerin ihrer Gilde und hat es sich zur Aufgabe gemacht, Machosprüchen mit Taten entgegenzutreten:

Fähigkeiten und Können gezielt anzuwenden, um Diskriminierungen der Mitspieler auszuhebeln, ist ein offensiver, bisweilen sogar aggressiver Bewältigungsmechanismus. Meist haben Gamerinnen, die sie anwenden, jahrelange Gaming-Erfahrung. Sie warten darauf, sich mit anderen messen zu können. Der Umgangston der Mädchen geht dabei in eine sexualisierte Sprache über, und Beleidigungen wird mit Beleidigungen begegnet.

Verschiedene individuelle Bewältigungsstrategien helfen Gamerinnen sich vor bashing und Anfeindungen so gut es geht zu schützen. Durch persönliche Kontakte zu Gildemitgliedern finden viele wieder Spaß am Online-Gaming. Sie finden in ihnen auch Unterstützung. Doch oftmals verschwimmt die Grenze zwischen der virtuellen und der realen

Welt und Belästigungen in Videospielen werden zu einer als echt empfundenen Bedrohung. Für viele ist Offline gehen dann der einzige Weg, um das Erlebte zu verarbeiten. Die Hilfe anderer Gamer*innen und der Austausch von Erfahrungen kann dazu führen, dass viele ihr Hobby wieder aufnehmen. So wie im Falle von Amelie, die das

sehr eindrücklich in unserem Interview beschreibt, oder unser Comic, der auf der Grundlage von Feldnotizen entstanden ist.

Zocken:

Wird meist verwendet wenn man um Geld spielt, in Gamerkreisen für das Spielen von Videospielen.

Bashing:

Von engl. to bash, meint verbale oder psychische Attacken auf andere Personen.

Janina: In unseren vorherigen Treffen hast du immer wieder anklingen lassen, dass du schon des Öfteren beim Zocken von männlichen Spielern diskriminiert wurdest. Könntest du mir das etwas näher erläutern?

Amelie: Sicher. Ich fang mal ganz von vorne an. Früher habe ich nur Zuhause, alleine gezockt. Da war ich noch in keiner richtigen Gilde. Ich spielte auch immer einen männlichen Avatar und einmal spielte ich so ein Multiplayer Online Game. Irgendwann erfuhren die anderen im Chat dann, dass ich 'n Mädchen bin und kein Junge. Das haben die irgendwie über die Chats mitbekommen, oder ich hab's durchblicken lassen, keine Ahnung mehr. War wohl unvorsichtig. Und da fing's dann an. Ich wurde beschimpft, dass es ja klar war, dass ich ein Mädchen bin, so wie ich spiele. Und dabei spiele ich echt nicht schlecht. In unserer jetzigen Gruppe, bei der du auch immer dabei bist, da bin ich einer der besten Spieler, nur so nebenbei. Andere waren dann noch krasser drauf und meinten, ich soll nur aufpassen, wenn ich auf die Straße gehe, dass mir nichts zustößt. Meinten, ich wäre nur eine blöde Schlampe, die versucht, Gamer aufzureißen. Ganz schlimm war einer, der textete, dass er mich vergewaltigt, wenn er mich ausfindig machen kann, damit ich mich wieder daran erinnere, dass ich nicht zu den echten Gamern gehöre... Es waren wirklich Drohungen, auch wenn keiner wusste, wo ich wohne oder wie ich heiße. Ich fühlte mich so unsicher und in meiner, ja, es war Panik und auch Angst, machte

ich meinen PC aus und konnte wirklich für Wochen nicht mehr zocken. Ich machte nicht mal mehr den PC an oder so, war komplett offline. Im Nachhinein ziemlich dämlich, aber irgendwie fühlte ich mich schlecht, wenn ich den PC nur anschaute. All diese Beleidigungen, die ich so noch nie am eigenen Leib gespürt hatte, das war hart. Und irgendwie meinte ich, dass ich durch meine Online-Abstinenz darüber hinwegkommen oder es irgendwie verdrängen kann. War aber nicht so. Irgendwann fand ich dann so 'nen Blog, der sich mit Online-Harassment auseinandersetzt und schrieb den Blog-Owner Marie [ein Mitglied ihrer jetzigen Spielergruppe] an. Wir tauschten uns dann aus und verabredeten uns zum Zocken mit anderen. Da konnte ich dann das erste Mal, ohne Angst wieder gebasht zu werden, zocken. Aber bis heute gehe ich ungerne irgendwo hin, wo man viele Gamer trifft. Also keine Conventions oder so. Diese Angst ist vielleicht nicht rational aber du kannst dir nicht vorstellen, was die [anderen Gamer] mir an den Kopf warfen. Ich fühlte mich als Frau richtig schlecht, minderwertig und irgendwie unwürdig. Dem muss ich heute gezielt aus dem Weg gehen, sonst macht mich das nur wieder fertig.

J.: Also hast du für dich einen Weg gefunden, mit all dem klar zu kommen?

A.: Wie gesagt, der Blog von Marie, die ähnliches erlebt hatte, half mir. Meinen Eltern erzählte ich von all dem nichts, da die nicht so gut auf Videogames zu sprechen sind und sie das nur in ih-

ren Vorurteilen bestärkt hätte. Also musste ich das alles mit mir selbst ausmachen. Als ich dann in die Gruppe kam und Flo kennenlernen durfte, merkte ich, dass nicht alle Männer so krass gegen Frauen als Gamer sind. Sicher war mir klar, dass nicht alle gegen Frauen hatten, aber es fühlte sich

so an. Auch Gespräche innerhalb der Gruppe halfen mir, den Scheiß hinter mir zu lassen und einfach neu anzufangen. Jeder von uns, auch Flo, wurde schon beleidigt und irgendwie sind wir unsere eigene Selbsthilfegruppe geworden. Dachte nie, dass mir das simple „Reden“ so viel bringt. Heute blicke ich auf die ganze Geschichte zurück und denke mir nur, dass ich eine Erfahrung reicher geworden bin und mir sowas das nächste Mal nicht mehr so zusetzen wird. Denn das nächste Mal wird früher oder später auf mich zukommen. Kurz, ich komme klar damit, wegen meiner Freunde. In der realen Welt wird man ja als Frau auch mal dumm angedredet. Da muss man drüberstehen und nach einiger Zeit schafft man das.

J.: Bist du daran letzten Endes ein Stückchen gewachsen?

A.: In gewisser Weise ja. Ich lasse mir von keinem mehr sagen, was ich als Frau kann oder nicht. Beleidigungen oder Herabsetzungen, darüber lache ich heute oder versuche es zumindest. Am Schluss zählt doch

MMO, OMG, MMORPG:

Abkürzung für Massively Multiplayer Online Game, Online Multiplayer Game, Massively Multiplayer Online Roleplaying Game. Diese Computerspiele sind Massen-Online-Gemeinschaftsspiele, die von mehreren (oft tausenden) Spieler*innen gleichzeitig über das Internet gespielt werden. Zum Beispiel werden dabei durch Interaktion und Kommunikation virtuelle Welten und Geschichten vorangetrieben.

RPGs:

Role-playing-games, Rollenspiele. Spiele bei denen Spieler*innen in eine Rolle schlüpfen und eine Welt erkunden.

Conventions:

Eine Veranstaltung, die unter einem bestimmten Motto steht, bei der sich Gleichgesinnte treffen, austauschen, debattieren. Oft werden dort auch Produkte und Fanartikel verkauft.

Haten:

Ausdruck von Feindseligkeit und Abscheu einer Person gegenüber, zeigt sich in Taten und Worten.

immer das, was man selbst über sich denkt und wie man sich selbst bei den Sachen fühlt, die man macht. Beim Zocken fühlte ich mich bis zu dem Zwischenfall immer wohl. Konnte einfach mal abschalten dabei. Es brauchte einige Zeit, bis ich das wieder konnte, aber ja, heute bin ich gewachsen und lass mir nichts mehr sagen oder gefallen. Wenn ich spielen will, dann spiele ich. Das alles [die Diskriminierung] macht mir nichts mehr aus.

J.: Aber vorher hast du gesagt, dass du zum Beispiel nicht auf Conventions gehen möchtest. Also beeinflusst dich das Erlebte doch noch bis zu einem gewissen Grad?

A.: Richtig. Ich meide den Konflikt im realen Leben. Man muss echt 'nen Strich zwischen Realität und Gaming ziehen. Games sind schlicht und einfach Spiele. Ist so. Für manche aber spielen sie 'ne größere Rolle. Sie identifizieren sich zu stark damit, gehen in den Spielen förmlich auf. Und sie haben ihre festen Vorstellungen. Wenn man da als Frau daherkommt und ihre gesamte heile Gamer-Welt ins Wanken bringt, dann werden die eben ausfallend. Aber das sollte einen nicht aus der Bahn werfen, auch wenn dieser Hass aus der virtuellen Welt Frauen gegenüber wirklich real ist. Aber wie gesagt, sie finden in einem anderen Raum statt, den ich ausblenden kann. Wenn mich aber diese Menschen face to face fertigmachen, nein, das muss ich vermeiden. Und das kann ich vermeiden. Bin ja jetzt auch nicht so selbstbewusst, um mich denen entgegen zu stellen. Nein, bashing im Netz reicht mir voll und ganz. Der Kontakt zu meiner Gruppe reicht mir völlig aus. Meine Gilde versteht mich und ich bin relativ abgeschirmt von anderen Gamern. Und ich möchte mich ehrlich gesagt nicht einschränken müssen, nur weil ich damit rechnen muss, dass mich jemand blöd anmacht aufgrund meines Geschlechts! Aber irgendwie tue ich das schon. Spiele weniger MMORPGs [Massen-Mehrspieler-Online-Rollenspiel] und gehe eben auf keine Events. Ist halt so. Allerdings will ich eins noch mal sagen: Miteinander spielen sollte Spaß machen und nicht schon mit der Überlegung anfangen, ob ich online gehen möchte, weil mich sonst wieder Leute blöd anmachen, weil ich ein Mädchen bin!

#GamerGate:

Unter diesem hashtag entwickelte sich seit 2013 eine Bewegung, die in einem Kampf um Sexismus, Misogynie, Diskriminierung und kulturelle Vielfalt ausartete. Zu Beginn wollte diese Bewegung, das sagen zumindest ihre Mitglieder, für einen ethischen Videospieldjournalismus kämpfen. Sie wollten auf voreingenommene, korrupte, ungerechtfertigte, schlicht schlechte Rezensionen von Videospiele aufmerksam machen. Das erste Opfer solcher Vorwürfe war eine Videospieldentwicklerin, die angeblich für gute Presse mit einem Journalisten ein Verhältnis eingegangen war. Obwohl sich diese Vorwürfe als haltlos und nicht wahr erwiesen, wurde gegen sie vorgegangen. Sie wurde bedroht, gedoxt, gswatted und anderweitig belästigt. Menschen, die sie verteidigten, die die GamerGate Bewegung kritisierten, oder für eine kulturell diverse Videospieldkultur und Videospiele eintraten, erging es ähnlich. GamerGate wurde zu einem Kampf weißer männlicher Gamer gegen den Feminismus, die politische Korrektheit und das Streben nach Diversität von Social Justice Warriors. Diese würden ihnen ihre „traditionellen“ Spiele, also solche mit sexualisierten, objektifizierten „Jungfrauen in Nöten“, zerstören. Die Drohungen beschränkten sich nicht nur auf den persönlichen Bereich. Es kam auch zu einigen Bombendrohungen und Androhungen von Amokläufen auf verschiedenen Veranstaltungen, die mit GamerGate in Zusammenhang standen. Interessanterweise wurden im Rahmen von GamerGate fast ausschließlich Frauen persönlich angegriffen. Nur sehr wenige Männer sahen sich einer solchen Bedrohung ausgesetzt.

Social Justice Warriors:
Als Social Justice Warriors bezeichnen vor allem die Mitglieder beziehungsweise Unterstützer*innen von GamerGate Personen, die sich für Feminismus, Diversität und politische Korrektheit einsetzen. Der Begriff wird meist abfällig gebraucht, aber inzwischen auch von einigen, die als Social Justice Warriors bezeichnet werden, angeeignet und ins Positive umgedeutet.

> play

join guild

kickassQueenz

hey sis
willkommen

endlich
bist du
bei uns
:D

hey :D

Hi!



SCHE
VOKABULAR V
WE
IN
NE
AS
3



Life is a ride

eine Reportage von Luca Haugg, Elisabeth Mair, Michaela Schuppe



Skater*innen in München

Die Skateszene entstand in den 1970er Jahren als Untergrundbewegung in den Ghettos der USA. Und es dauerte nicht lange, bis auch München mit dem subkulturellen Geist der ersten Hip Hopper, Sprayer und Skater infiziert war. Heute zeigt sich die Sauberstadt München den skatenden Jugendlichen gegenüber offen, in kaum einer anderen deutschen Stadt gibt es so viele öffentliche Skateanlagen wie hier. Aber bedeutet das nicht auch, dass die ehemals rebellische Skateszene dem Mainstream zum Opfer gefallen ist? Und wo stehen eigentlich die Mädchen und Frauen in der Szene? Voll etabliert oder doch nur als Fan Girls mit dabei?

Eine Spurensuche...

Wo fängt man eine solche Spurensuche an? Als erstes denken wir hier natürlich an die zahlreichen Skateparks in und um München, die wir in den ersten Tagen im Feld aufsuchen. Jedoch sind wir – wie wir erst im Nachhinein feststellen – zu falschen Zeiten an den falschen Orten, weshalb wir nicht auf die gewünschten Zielgruppen treffen. Nach einer ersten Enttäuschung entschließen wir uns dazu, Skateshops in der Innenstadt aufzusuchen, um dort hoffentlich ein paar Skaterinnen kennenzulernen. So fahren wir an einem heißen Samstagnachmittag in die Innenstadt zum Skateshop „SantoLoco“. Zu unserem Glück befindet sich im Shop auch ein Café, in dem wir uns zunächst eine Abkühlung gönnen und den Ort in Ruhe auf uns wirken lassen. Wir wundern uns über die gemischte Klientel: Junge Leute, die genau wie wir eine Abkühlung nötig haben, erwachsene Paare mit Einkaufstüten, die den Laden genauso schnell wieder verlassen wie sie ihn betreten haben, und junge Männer, die sich für das Skateboard-Zubehör interessieren. Wir schmunzeln über die jugendlichen Mitarbeiter, deren Arbeitsabläufe recht chaotisch und unorganisiert auf uns wirken. Unklar ist uns allerdings, ob Skateshop und Café getrennte Bereiche sind. Wir sehen ausschließlich junge männliche Mitarbeiter, die für uns rein äußerlich das Klischee eines Skaters voll erfüllen: Nike Schuhe, auffällige hohe Socken, kurze weite Hosen, ein weites T-Shirt und ein Cap. Die Atmosphäre im Laden wirkt entspannt und das Arbeitsklima erscheint uns locker

und stressfrei. Die Unterhaltungen zwischen Mitarbeitern und Kunden wirken kumpelhaft, weshalb wir die Verkäufer nicht gleich ausmachen können. Wir haben alle drei das Gefühl, nicht so recht in diese Szenerie zu passen. Das liegt vielleicht auch an unseren Outfits, da wir direkt aus der Uni kommen. Eli und ich tragen sommerliche, leichte Sneaker, einen Rock und ein luftiges Oberenteil. Luca eine High-Waist-Jeans und ein lockersitzendes T-Shirt. Dazu haben wir alle drei unsere Uni-Taschen dabei. Zuerst sehen wir uns also ein wenig im Laden um und stellen mit Verwunderung fest: nur Männerkleidung. So stellen wir uns die Frage woran das liegen mag und was es über die Skateszene aussagt.



Wir stehen für eine Weile unschlüssig im Laden und überlegen, was Frauen zum Skaten tragen, wenn es in Skateshops wie diesem kein Angebot für sie gibt. Vielleicht könnte uns der Mitarbeiter an der Kasse weiterhelfen. Wir stellen uns in die Schlange und fragen nach. In dem Moment verstummt die Unterhaltung, die der Mitarbeiter während des Kassierens mit einer Gruppe junger Männer führt. Plötzlich stehen wir im Zentrum der Aufmerksamkeit. Der perplexer Verkäufer weiß nichts mit unserer Frage anzufangen und die Umstehenden mustern uns mit ihren Blicken von Kopf bis Fuß. Wir fühlen uns unwohl in unserer Haut und der Kleidung, die wir tragen. Da sich unsere Frage offensichtlich als Sackgasse herausstellt, verabschieden wir uns und verlassen mit gemischten Gefühlen entmutigt den Laden.

Historie

Der Vorreiter des Skatens war das so genannte „Asphaltsurfen“, das in den späten 1950ern in Kalifornien entstanden ist. Das eigentliche Skaten hat in den 1960ern einen regelrechten Boom erfahren, da aufgrund einer großen Wasserknappheit viele nun leer stehende Schwimmbecken von Skater*innen genutzt wurden. In den 1980ern waren die Akteure der Szene eher untätig und passiv, zumal kaum noch Kapital vorhanden war, um neue Skateparks zu bauen oder bereits bestehende instand zu halten. Infolge des langsamen Verfalls der Parks, war die Skateszene gezwungen auf die Straße auszuweichen, wodurch sich das „Streetskaten“ entwickelte. Einen erneuten Aufschwung erhielt der Sport durch eine stärkere Fokussierung auf Tricks und Techniken. Der US-amerikanische Skateboard-Profi Tony Hawk verhalf der Skateszene in den 2000ern zu größerer Aufmerksamkeit, welche mit einer vermehrten Produktion von Filmen und Videospiele über das Skaten einherging.

Nach Deutschland brachten den Sport US-amerikanische Soldaten bereits in den 1970ern. München wurde dabei zur Hochburg des Skatens, da der Großteil des Militärs hier stationiert war. Einer der bis heute zentralen deutschen Figuren der Szene ist Titus Dittmann. Er gilt als „Skateboard-Pionier“ und ist inzwischen erfolgreicher Unternehmer, federführend im Einzelhandel mit Skateboard-Zubehör und Streetwear.

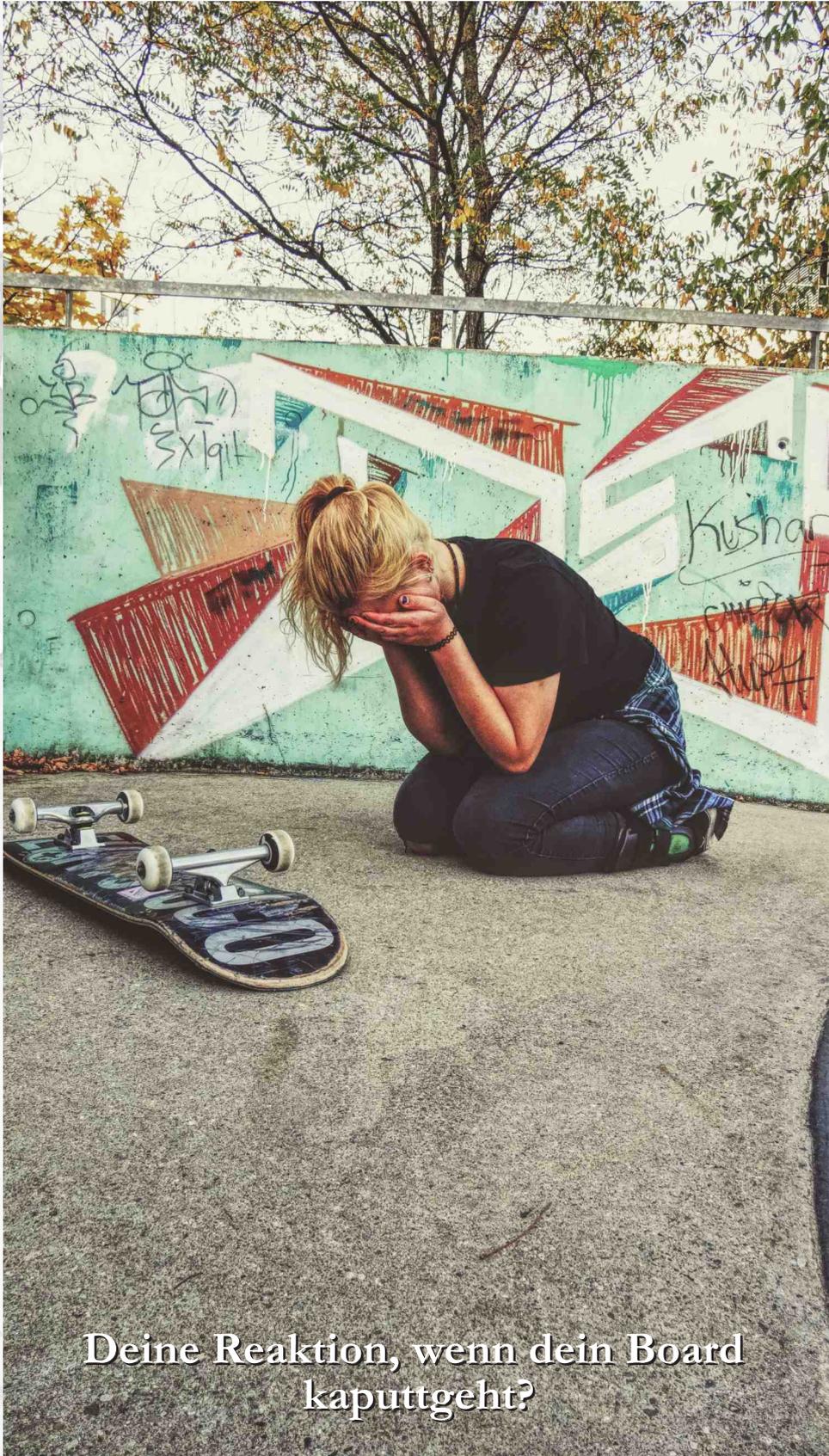
Zeig' mal!

Kaltrina

23 Jahre

skatet seit 4 Jahren





Deine Reaktion, wenn dein Board kaputtgeht?



**Wie geht es dir an einem Tag,
an dem du nicht skaten kannst?**



Was bedeutet dir das Skaten?

Skatehoes

vs.

Skatebros*

Die Skateszene ist noch heute vorwiegend männlich geprägt. Damit einher geht die Vorstellung von idealisierter Männlichkeit, in der Mädchen und Frauen primär die Rolle der Zuschauerin zugeschrieben wird. Im Umgang mit solchen Rollenklischees – so vermuten wir – schwanken insbesondere Skaterinnen deshalb zwischen Selbstbehauptung und Anpassung in dieser Jugendszene. Um diese Vermutung zu hinterfragen, begeben wir uns mitten ins Geschehen und gehen verschiedenen genderspezifischen Fragen nach. Unser Fokus liegt dabei klar auf den Frauen in der Szene und ihrem Zugang zum Skatemilieu sowie ihren Motiven. Desweiteren interessieren wir uns für die szenespezifischen Kleidungsstile, Materialitäten und die Musik, genauso wie für die Symbole und kulturellen Praktiken, die die Szene ausmachen. Schließlich geht es uns darum, die Aneignung von Orten durch die Skaterinnen und damit die Raumaneignungsprozesse und Bedeutungseinschreibungen in den Münchner Stadtraum zu untersuchen.

Nach unserer ersten Begegnung mit dem Feld im „SantoLoco“ fühlen wir uns in allen bisherigen Vorstellungen, vielleicht auch Vorurteilen, über die Skateszene bestätigt. Das motiviert uns allerdings erst recht, und so nehmen wir Kontakt zu

einigen Personen auf, die uns der Münchner Skateboarding e.V. als mögliche Ansprechpartner*innen empfiehlt. Kurze Zeit später sind wir dann Mitglieder der WhatsApp-Gruppe „Sk8 girlz“, einer fast reinen Skaterinnengruppe. Gegründet wurde „Sk8 girlz“ von Andi, der ihr auch weiterhin angehört. Da in der Gruppe fast täglich Treffpunkte und Veranstaltungen mitgeteilt werden, lernen wir am Skatebahnhof, einer kleinen „Miniramp“ am Münchner Hauptbahnhof, die ersten Skaterinnen kennen. Nach einem zwanglosen Gespräch werden wir eingeladen, demnächst am „Platzl“, einem Skatepark in der Hansastrasse, vorbeizuschauen. Der Einladung folgend machen wir uns an einem sehr heißen Dienstagnachmittag auf den Weg dahin. Am „Platzl“ angekommen, treffen wir sogleich Fanta* und einige ihrer Freunde, die am Rand des Platzes im Schatten sitzen. Wir stellen uns kurz vor und setzen uns zu ihnen auf den Boden. Nach und nach kommen auch noch weitere Skater*innen dazu. Es herrscht eine sehr lockere und herzliche Atmosphäre, die dem Treffen einen ungezwungenen Rahmen verleiht.

* „*skatehoes_*“ und „*skatebros_film_production*“:

sind Instagram Accounts, die von einigen Skater*innen unseres Forschungsfeldes gegründet wurden und aktiv mit Fotos, Videos und Beiträgen betrieben werden.

* *Fanta*:

wird im Verlauf der Forschung zu unserer wichtigsten Ansprechperson; bezeichnet das „Platzl“ als ihr Wohnzimmer.

Einige sind am Skaten und arbeiten gemeinsam an ihren Tricks. Andere sitzen im Kreis, lachen und unterhalten sich, manche rauchen und trinken ein Bier. Nebenbei schrauben ein paar von ihnen an ihren Skateboards und tauschen sich über das Material aus. Im Hintergrund läuft Pete Rock & CL Smooths „Can't Front On Me“ aus einer mobilen Musikbox.

„
Wenn du regelmäßig in den Parks bist, dann fällst du auf und kennst deine Leute, unabhängig vom Geschlecht. Bist du mit Ernsthaftigkeit dabei, dann passt alles wunderbar.
“

– Matt



“
Es ist auch anders mit Mädels zu skaten, irgendwie freut man sich halt viel mehr. Bei den Jungs ist es ja toll, ganz toll hast du das gemacht'. Beim Mädels ist es halt ,ob mein Gott du hast des geschafft' und ,wie cool' und ,jubuu' und sonstiges. Das ist nochmal ein anderes Gefühl, wenn man mit denen skatet.
“

– Fanta

Wir werden herzlich empfangen und von allen motiviert, selbst auf ein Brett zu steigen. Unsere Bedenken uns zu blamieren, werden uns sofort mit der Begründung ausgedreht, hier würden alle zusammenhalten und man freue sich über jeden noch so kleinen Erfolg. Es gäbe jedoch schon auch Situationen, erzählt uns Fanta, in denen selbst sie sich nicht wohlfühle. Beispielsweise bei einer „Crew“ am Wacker – einer laut Fanta ausschließlich männlichen Skater-Gruppe –, die sehr unsympathisch wirke, weshalb sie sich dort nicht gerne aufhalte. Gibt es sie also doch noch, die Skateszene als reine Männerdomäne? Wie sich in weiteren Gesprächen und Treffen herausstellt, geht es nicht primär um das Geschlecht, sondern um die Bemühungen und Anstrengungen, das Skaten zu erlernen.

Glossar

„Platzl“/„Plaza“: ein Skatepark am Feierwerk in der Hansastrasse.

„Wacker“: ein Streetskatepark am Harras.

„Crew“: eine Selbstbezeichnung von Gruppen oder Freundeskreisen innerhalb der Skateszene.

„Bowl“: eine moderne Variante eines trockengelegten Swimmingpools in denen in den Anfängen geskated wurden.

„Miniramp“: eine kleine Halfpipe.

„Run“: ein zeitlich begrenzter Lauf, bei dem der Sportler möglichst viele Tricks vorführen soll und dann von der Jury bewertet wird.

„Jam“: wie ein „Run“, nur, dass mehrere Skater*innen zeitgleich fahren.

„SantoLoco“ / „Titus“: (Münchner) Skateshops.



„
Sollen die Mädels mal zeigen was sie können
“

Dennoch spielt die Kategorie „Gender“ in unserer Forschung durchaus auch eine, wenn auch nicht immer die zentrale Rolle, wie unser Besuch beim „Girls Contest“ zeigt: Der „Hot Curbs & Cool Pools Girls Jam“ findet an einem der heißesten Wochenenden des Sommers 2017 statt. Das Rahmenprogramm mit Kursen für Kinder und die Anmeldung für den Wettkampf fangen schon Samstagvormittag an. Es herrscht ein reges Treiben am Skatepark, Kinder unterschiedlichen Alters skaten auf und neben dem Skateplatz, Eltern sichern sich mit ihren Taschen und Kühlboxen einen Platz im Schatten und die „Gorilla Deutschland gGmbH“ verteilt kostenlos Smoothies an alle Anwesenden. Am Nachmittag geht es schließlich los: Die Skaterinnen treten in verschiedenen Altersklassen gegeneinander an und zwischen den einzelnen Runden ist der Skatepark für alle frei zugänglich. Wir sitzen im Schatten neben der „Bowl“ und beobachten das Geschehen, als drei männliche Jugendliche in dunkler Kleidung und mit Skateboards unter dem Arm uns die Sicht versperren.

Wir hören, wie sie sich über den besetzten Skatepark beschweren, weil sie offensichtlich nichts von dem Event wussten. So schauen sie gezwungenermaßen den Skaterinnen bei ihren Runs zu.

Spontan nutzen sie die nächste Pause, schnappen sich ihre Boards und legen los. Besonders einer von ihnen fällt auf, da er eher rücksichtslos durch den Park fährt und immer wieder mit viel Schwung über ein Hindernis und aus der Bowl herausspringt. Selbst einen Stuhl, der ihn daran hindern soll, überspringt er. Als die jungen Männer den Park für die nächste Runde wieder verlassen müssen, stehen sie noch eine kurze Zeit verärgert an der Bowl und ziehen schließlich schimpfend ab. Der besetzte Skateplatz und der dort stattfindende Girls Contest scheint ihnen ein Dorn im Auge zu sein.

Verschiedene Institutionen wie Skateboarding e.V. oder Highfive e.V. versuchen unter anderem



mithilfe von solchen Girls Contests der Unterrepräsentation von Skaterinnen entgegenzuwirken. So erobern sich Mädchen und junge Frauen für eine gewisse Zeit bestimmte Räume und zeigen bewusst Präsenz in der Szene. Auffällig ist auch hier der starke Inszenierungscharakter und die Besetzung des Raums, mit dem das Skaten verbunden ist. Der Kampf um den Raum ist also zugleich auch ein Kampf um die eigene Präsenz, wodurch jeder Spot zur Bühne wird. Einige Skaterinnen nutzen den Girls Contest daher auch direkt als Anlass, sich möglichst übertrieben in Szene zu setzen, indem sie ganz in rosa mit Tüll-Rock und Blumenkette gekleidet über den Skateplatz fahren.

Die Kleidung der Skater*innen kann man allgemein als Street-Wear beschreiben. Neben Bequemlichkeit und Funktionalität spielen auch Ästhetik und Marken eine besondere Rolle. Die T-Shirts sind meistens weit geschnitten und unifarben oder mit einfachen Aufdrucken versehen, die Hosen sind weit, damit die Bewegungsfreiheit gewährleistet ist.

Fanta meint, dass es für Frauen einfacher sei, sich Männerkleidung zu kaufen, da das Angebot größer und sie einfacher zu finden sei. Tatsächlich finden wir bei unseren ersten Erkundungen in verschiedenen Skateshops kaum Frauenkleidung. Fündig werden wir nur bei Titus, aber auch da fällt die Auswahl sehr gering aus. Eine junge Verkäuferin erklärt uns hierzu, die Nachfrage nach Frauenkleidung sei so gering, dass sie diese in naher Zukunft nur noch im Onlineshop zur Verfü-

gung stellen würden. Das wohl auffälligste Kleidungsstück von Skater*innen sind derzeit hohe Socken in den verschiedensten Farben und Mustern. Lange Hosen werden dabei hochgekrempt, damit die Socken gut sichtbar sind. Tatsächlich sind die Socken nicht nur momentan voll im Trend, sondern erfüllen auch einen praktischen Nutzen: Sie schützen die Knöchel, wenn das Skateboard dagegen knallt. Neben den Socken

sind abgewetzte und oft kaputte Schuhe ein weiteres wesentliches Kleidungsmerkmal von Skater*innen. Fanta erklärt, die meisten von ihnen haben zwei Paar Schuhe: Ein Paar schöne, saubere Schuhe und ein Paar zum Skaten. Sind die Skate-schuhe zu kaputt, werde ein neues Paar gekauft und die ehemals guten Schuhe werden zu Skate-schuhen erklärt.

Allgemein zieht sich die Street-Wear sowohl bei Frauen als auch bei Männern wie ein roter Faden durch die Szene. So ergibt sich für Skaterinnen die Möglichkeit ganz gezielt mit ihrer Weiblichkeit zu spielen und diese extra in Szene zu setzen, wie die rosa Tüllröckchen bei den Go Skateboarding Days veranschaulichen. Die Skaterinnen sind sich des

Aufsehens, das sie damit erregen, durchaus bewusst. In Zukunft werden die Frauen in der Skateszene noch den ein oder anderen Hingucker bieten, um immer neue Mitstreiterinnen für das Skaten, das sich durchaus auch als weibliche Sportart zu etablieren scheint, zu gewinnen.





An sich ist das Skaten eine nicht ganz einfache Angelegenheit. Wer es wirklich lernen will, der braucht Geduld und vor allem Zeit. Zudem ist es kein einsamer Sport: Man trifft sich an den angesagten Spots, arbeitet gemeinsam am Erlernen neuer Tricks, gibt sich gegenseitig Tipps und Hilfestellung, unterhält sich und hört Musik. Das Zusammenspiel von hohem Zeitaufwand und gegenseitiger Unterstützung ist mit Sicherheit ein wesentlicher Grund für den hohen Stellenwert des Skatens im jeweiligen persönlichen Alltag. Das geht soweit, dass beispielsweise im Hochsommer noch vor der Schule oder der Arbeit geskated wird. Mit der Zeit bestehen die Freundschaften größtenteils innerhalb der Szene, weil die gesamte Freizeit auf dem Skatepark verbracht wird. Kontakt mit alten Freunden habe man dabei nur noch selten. Nicht nur auf den Freundeskreis hat das Skaten in den meisten Fällen große Auswirkungen, auch familiäre Beziehungen können beein-

flusst werden. Da komme es schon mal vor, dass die eigene Mutter wenig begeistert davon ist, kein „typisches Mädchen“ mehr zu haben. Durch den starken identitäts- und gemeinschaftsstiftenden Charakter geht das Skaten weit über eine Sportart hinaus. Es wird zum zentralen Element im Alltagsleben von Skater*innen. Und das Skateboard fungiert als symbolischer Ausdruck für diesen hohen Stellenwert des Skatens im Alltag:

“
Ich habe angefangen, mit meinem Skateboard überall hinzufahren, zur U-Bahn oder zum Einkaufen, weil es einfach schneller geht. Ansonsten trägt man es eben einfach unter dem Arm, ist auch ein schönes Accessoire.

”

- Fanta



Die besondere Rolle des Skateboards macht eines deutlich: Das Skaten ist ausschlaggebend für den Lebensstil der Akteur*innen. Die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Skater*innen wird mittels Sprache, Kleidungsstil, Musikgeschmack und insbesondere der performativen Ausdrucksformen verkörpert. Lebensstile sind also gruppenspezifische Formen der Lebensführung, Aspekte der Identitätsbildung, des Alltags und der Kommunikation, durch die eine Distinktion sowohl nach innen als auch nach außen hergestellt wird.

Eine Frage bleibt allerdings noch offen: Wer hat denn jetzt gewonnen – Skatehoes oder Skatebros? Während unserer Forschung hat sich gezeigt, dass primär das Skaten an sich im Vordergrund steht, um das sich Gemeinschaften und Freundschaften bilden. Das Geschlecht spielt dabei eine nebensächliche Rolle. Auffällig bleiben aber das Spielen mit Weiblichkeit sowie kumpelhafte Rivalitäten, die auf die immer weiter fortschreitende Öffnung der Skateszene hinweisen und die Attraktivität des Skatens für Frauen steigern.





In unserer Forschung sind wir auf ein Spannungsfeld zwischen der „alternativen“ Münchner Skateszene und ihrer Vereinnahmung durch den so genannten „Mainstream“ gestoßen.

Hat Skaten sein subversives Potential verloren und sich mit der Zeit zu einer trendigen Action-sportart für die breite Masse entwickelt?

Während die jugendlichen Skater*innen zunächst einen Gegenentwurf zur bürgerlich-konservativen Mehrheitsgesellschaft bildeten, bieten in München heutzutage zahlreiche Vereine und städtische Träger Skate-Workshops an. Die Stadt München unterstützt die Skateszene mit öffentlichen Skateanlagen und einer Action-sporthalle, die sich derzeit noch in der Planung befindet. Projekte wie Gorilla Deutschland gGmbH werden von der Stadt gefördert und werben an Schulen für einen gesünderen Lebensstil. Dabei wird Skaten als eine Sportart gelobt, die Kinder und Jugendliche zu mehr Bewegung motiviert und sie vor der schiefen Bahn bewahrt.

Ein Mitarbeiter des Referats für Bildung und Sport erklärte die Ziele der Stadt München folgendermaßen:

„ Sie haben gefragt, warum die Stadt Skateparks baut. Man muss es sich schon überlegen: wenn die Jugendlichen nur rumlungern, dann ist die Gefahr größer, dass sie sich nicht so entwickeln wie es sein sollte. Deshalb möchten wir sie unterstützen. Damit sie sich in sozialen Gruppen einbringen und soziale Werte vermittelt bekommen, also Fairness im Sport oder Zusammenhalt und Gemeinschaftsgefühl. Und solche Jugendliche kommen dann natürlich viel besser in der Schule oder später im Beruf zurecht und geraten nicht auf die schiefe Bahn. Das sind die Zielsetzungen. Und natürlich ist die Unterstützung von sozial Schwächeren wichtig, die keine Skatekurse belegen können. Die Kurse sind alle kostenlos, denn die Stadt übernimmt die Kosten.“

Auch Street-Skaten wurde mit einem Verweis auf die Schwierigkeiten, die damit einhergehen, vom Mitarbeiter thematisiert:

„ Wenn man an öffentlichen Plätzen geskatet ist – Street-Skaten hat man ja früher immer gemacht – gab es da immer ein bisschen Ärger. Die Skater haben dann irgendwann gefragt, wo sie denn dann hin sollen. Da ist eine Skateanlage einfach eine tolle Sache.“

Dem Mangel an öffentlichen Räumen, wo die Skater*innen ihrem Sport nachgehen könnten, begegnet die Stadt mit dem Bau von Skateanlagen und einer Action-sporthalle. Diese Alternativen werden von den Skater*innen angenommen, zumal die Bauweise der Anlagen abwechslungsreich ist und einen Zugewinn für das Skaten darstellt. Einer der interviewten Skater, der in München einige Jahre lang einen Skate-Klamottenladen führte, erteilte dem Etikett „Subkultur“ für die Skateszene deshalb eine klare Absage:

“
Skateboarden ist olympisch nächstes Jahr, da brauche ich nichts weiter dazu sagen. Das ist einfach Kommerz. Das ist durch, Subkultur war mal. Es ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Früher war es eine kleine abgegrenzte Subkultur, eine Szene. Jetzt baut die Stadt überall Skateparks. Wir haben uns früher das Holz von den Baustellen geklaut und selber unsere Rampen gebaut. Und jetzt ist es sogar so, dass die Eltern ihre Kinder zum Skatepark bringen. Das ist eine Entwicklung die ich nicht unbedingt zwingend gutheiße. Für mich war Skateboarden wichtig, um mich in meinen Teenagerjahren vom Elternhaus abzugrenzen. Hier hat man ein Ding, das hat Rollen, wir heizen durch die Gegend und entdecken die Stadt. Das passiert alles nicht mehr.
”

Gehört die Münchner Skate-Szene also zunehmend dem Mainstream an oder konnte sie ihr subversives Potential bewahren? Diese Frage bleibt weiterhin offen und muss immer wieder neu gestellt werden. Sie regt dazu an, die Skateszene vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung zu begreifen und dabei den gesellschaftspolitischen Kontext mitzudenken.



Interview

Mike Kryptomedic

For sure I have a Doctor, a PD for Skateboarding.

Wenn es schön ist, bin ich morgens ganz alleine im Park, höre meine Musik, fahre meine Lines, bleibe ein oder zwei Stunden und geh wieder nach Hause.

Ich habe Hausverbot im Hotel Regent, weil ich vor dem Hotel und auf dem Parkplatz Skaten war.

They come with their paint, they fix your walkway to fix your stairs and when they are done, they paint it back. So weit sind wir jetzt.

Die erste Skaterin, die es knallen ließ, war Elissa Steamer in den 90ern.

Wenn man Gas geben will hört man Punk, wenn man ein bisschen betrunken ist hört man Reggae und man fährt ganz locker.

Das ist der große Streit innerhalb der Skateboard-Welt: Wird Skaten olympisch? Viele sagen, dass ist kein Sport, das ist Kunst. Jeder Tag ist anders und jeder fährt seinen eigenen Stil.

Ben Raybourn ist ein großes Vorbild für mich.



I have a video name tattooed on my arms. The video is called 'stay gold'. It's the song and the video, like the music, the way it's cut, the slow-motion, everything that they did.

It's a difference, every bowl is different. Plaza ist easy und locker, weil hier so viel aus Holz ist, Holz gibt nach. Aber concrete hates you, concrete does not forgive you.

Man fühlt sich frei, niemand sagt einem etwas, jeder fährt wie er will in seiner eigenen Welt.



Wladislaw Neumann, Tim Kr

PETA ZWEI Stre Jugendlicher Tierrechtsaktivi



iegelsteiner, Tabea Stirenberg

etteam München ismus und veganer Lebensstil

Jung, vegan und aktivistisch – diesen Eindruck erweckt das PETA ZWEI Streetteam München nicht zuletzt durch Sticker wie „ich mach dich tofu“ oder „#vegan werden was los digga“. So vielfältig wie ihr Info-stand sind auch die Aktionen der Tierrechtsgruppe, die wir von Juni bis Dezember 2017 begleitet haben.

Viele verstehen ja den Aktivismus immer gleich als was Extremes. Ich finde es ist auch schade, dass der Begriff Aktivismus so negativ in unserer Gesellschaft (...) geprägt ist. Dass das gleich was damit zu tun hat, dass ich irgendwas total Radikales mach. Aktivismus bedeutet im Prinzip ja nicht mehr als sich für ne Sache einsetzen. Und es ist schade, dass es in unserer Gesellschaft dazu gekommen ist (...), dass man gesagt hat, sich für etwas einzusetzen ist was Radikales. (...) Es wird nicht mehr positiv gesehen, wenn man sich engagiert. Und ich finde, es ist wichtig, dass wir neben dem Tierrechtsthema auch vermitteln – und deswegen sind wir auch so cool und so hipp und haben Sticker und Buttons – (...) dass es absolut cool ist, sich für was zu engagieren. Dass es wichtig ist, für etwas eintreten zu können. Es ist wichtig seine Meinung zu äußern und davon leben wir als demokratisches Land einfach total. Und nur so bewegt man meiner Meinung auch was und tja, (...) man soll sich nicht davor scheuen auf die Straße zu gehen und für das zu sprechen, (...) was man gerne hätte. Weil alleine daheim meckern, das kann jeder. Aber zu sagen, ich geh jetzt und will was ändern, das ist der Punkt, wo man wirklich was bewegen kann, finde ich.

”

– Michelle

Im Rahmen der Forschung haben wir sehr offen mit den Feldakteur*innen interagiert, was auch Auswirkungen auf unser eigenes Verhalten hatte. So begannen Tim und Wladislaw, die nicht vegan leben, bei den Veranstaltungen des Streetteams beispielweise darauf zu achten, möglichst keine tierischen Speisen zu sich zu nehmen und keine nicht-vegane Kleidungsstücke oder Accessoires zu tragen, um das Feld nicht zu irritieren. Im Gegensatz dazu musste Tabea als Veganerin die damit verbundenen Feld- und Rollenzuschreibungen sowie ihre eigene „vegane Positionierung“ mitreflektieren. (→ **Forscher*innensicht**)

Das PETA ZWEI Streetteam München wird von einer offiziellen Leiterin geführt, welche teilweise in Absprache mit dem übergeordneten PETA ZWEI-Team in Berlin agiert. Die Jugendgruppe organisiert sich über die geschlossene Facebookgruppe „PETA ZWEI Streetteam München“, lädt aber zu ihren Aktionen auch öffentlich auf Facebook ein. Die Facebookgruppe zählt etwas mehr als 1000 Mitglieder, von diesen nimmt aber nur ein kleiner Teil aktiv an den Veranstaltungen teil. Der „feste aktive Kern“ des Streetteams besteht laut Streetteamleiterin aus einer wechselnden Gruppe von 20 bis 30 Personen.

Während der Feldforschung stellte sich der Kontakt zu einigen PETA ZWEI Akteur*innen als besonderes wichtig für uns heraus:

Claudia,

Leiterin des PETA ZWEI Streetteams München, war unsere zentrale Ansprechpartnerin und „Türöffnerin“,



Michelle,

die gegen Ende unserer Forschung die Co-Leitung des Streetteams übernahm,



Moritz,

der als „Flyerverteiler“ bei Veranstaltungen Passant*innen über die Aktionen und deren Ziele aufklärte (→ **Wissen**) und

Erich,

der bei einigen Aktionen unter anderem als Fotograf und „Nacktivist“ (Nackt-Aktivist) des Streetteams auftrat.

Insgesamt erscheint die Gruppe der PETA ZWEI-Aktivist*innen auf den ersten Blick recht heterogen. Es engagieren sich Schüler*innen, Studierende und Berufstätige verschiedenster Berufe

aller Altersklassen, und etwa ein Viertel der Akteur*innen ist männlich. Eine entscheidende Gemeinsamkeit ist, dass sie alle vegan leben (→ **Veganismus**), was für Claudia auch Voraussetzung für ein Engagement beim Streetteam München ist.

Das tierrechtliche Engagement und insbesondere der Veganismus durchdringen den Alltag der Akteur*innen vollständig und sind damit ein wichtiger Teil eines umfassenden Lebensstils (→ **Lebensstil**). Einige Akteur*innen tragen vegane Kleidung und vegane Accessoires mit PETA ZWEI-Aufdrucken oder mit Schriftzügen wie „Denken Sie daran, dass Ihr ‚Essen‘ ein Gesicht hatte“ und „Tofu Saves Lives“ und machen damit

ihr Engagement für Tierrechte und Veganismus auch nach außen sichtbar; vereinzelt auch durch Vegan-V-Tattoos.

Mit ihren Forderungen gehen die Aktivist*innen direkt an die Öffentlichkeit, und auch die offiziell angemeldeten und öffentlich zugänglichen Veranstaltungen des PETA ZWEI Streetteams München sollen sichtbar sein. Diese finden in der Regel an Samstagen statt, um mit den Arbeitszeiten der ehrenamtlichen Aktivist*innen vereinbar zu sein. Durch unterschiedliche Formen von Protest- und Informationsveranstaltungen soll bei den Adressat*innen ein verändertes Denken und Verhalten angeregt werden (→ **Aktionen**).

Wer oder was ist PETA (ZWEI)?

PETA – kurz für „People for the Ethical Treatment of Animals“ – wurde 1980 von der heutigen Vorsitzenden Ingrid Newkirk in den USA mitbegründet und ist heute nach eigenen Angaben mit weltweit mehr als fünf Millionen Unterstützer*innen die größte Tierrechtsorganisation.

PETA Deutschland e.V. bildet seit 1993 die deutsche Partnerorganisation von PETA USA, ist dabei aber ein eigenständiger und unabhängiger Verein. Als Tierrechtsorganisation hat sich PETA Deutschland das Ziel gesetzt „durch Aufdecken von Tierquälerei, Aufklärung der Öffentlichkeit und Veränderung der Lebensweise jedem Tier zu einem besseren Leben zu verhelfen.“ (→ Tierrecht) Zu diesem Zweck gibt es neben themenspezifischen auch zielgruppenspezifische Kampagnen wie „PETA Kids“, „PETA ZWEI“, „PETA 50 Plus“ und „Christen für Tiere“.

In den USA wurde 2002 die Jugendkampagne **PETA2** initiiert. Nach diesem Vorbild wurde 2003 die deutsche Jugendkampagne **PETA ZWEI** gestartet. Auf ihrer Homepage beschreibt sie sich so: „*Mit provokanten Kampagnen, engagierten Künstlern und einem bundesweiten Netzwerk aus Streetteams stehen wir im Zentrum der Jugendbewegung für Tierrechte. Unser Ziel ist es, allen jungen Menschen zu zeigen, dass Tiere Rechte haben und eine vegane Lebensweise die einzig logische Konsequenz ist. Dafür kämpfen wir mit aufsehenerregenden Aktionen, umfangreichen Informationen und Leidenschaft*“ und das solange, „*bis jeder Käfig leer ist*“. Die Arbeit der Jugendkampagne PETA ZWEI agiert unter dem Motto „Wir. Gemeinsam. Für Tierrechte“ und orientiert sich dabei an den PETA-Grundsätzen: „*Tiere sind nicht dazu da, dass wir sie essen (...), dass wir an ihnen experimentieren (...), dass wir sie anziehen (...), dass sie uns unterhalten (...)* [und] *dass wir sie ausbeuten bzw. misshandeln.*“

Die Jugendkampagne organisiert sich in regionalen Streetteams, die sich nach eigener Angabe „im ganzen Land (...) für Tierrechte ein[setzen]“. Darüber hinaus klärt PETA ZWEI im Internet über Themen wie ‚Nutz‘- und ‚Haus‘-Tierhaltung, Tierversuche und Tiere in der Unterhaltungsindustrie auf, aber auch über Veganismus, insbesondere über vegane Ernährung, Bekleidung und Kosmetik. Im eigenen Online-Shop werden neben Informationsmaterial eigene Sticker, Buttons, Kleidung, Accessoires und Kosmetik vertrieben.

Tierschutz vs. Tierrecht?

Als Tierrechtsorganisationen setzen sich PETA und PETA ZWEI für die Rechte von Tieren ein und stellen damit andere Forderungen als Tierschützer*innen. Verkürzt dargestellt fordern Tierschützer*innen das Ende der Quälerei bei der Haltung und der Schlachtung, während Tierrechtler*innen die menschliche Nutzung und Tötung von Tieren an sich ablehnen.

Im Tierschutz wird ein so genanntes ‚artgerechtes Leben‘ von Tieren angestrebt. Dieser Ansatz ist auch im Tierschutzgesetz verankert, dessen „Zweck (...) es [ist], aus der Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf dessen Leben und Wohlbefinden zu schützen. Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen.“ Tierrechtler*innen geht dies nicht weit genug; für sie stellt sich nicht die Frage, wann ein ‚vernünftiger Grund‘ vorliegt, um Tieren Schmerzen, Leid oder Schäden zuzufügen – sie lehnen die menschliche Haltung, Nutzung und Tötung von Tieren grundsätzlich ab.

Veganismus

Veganismus wird häufig mit veganer Ernährung gleichgesetzt, das heißt mit dem vollständigen Verzicht auf tierische Lebensmittel (wie Fleisch-, Fisch-, Eier-, Milch- und Honigprodukte) sowie tierische ‚Hilfsmittel‘ (wie Lab, Gelatine oder Kasein). Veganismus bedeutet aber vielmehr, dass in allen Lebensbereichen – von der Ernährung über Kleidung, Kosmetik und Mobiliar bis hin zu Medikamenten – soweit wie möglich auf tierische Produkte verzichtet wird. Dies schließt den Verzicht auf Leder, Seide, Pelz, Horn, Federn, Wolle und Bienenwachs ebenso ein, wie Produkte mit ‚versteckten‘ tierischen Bestandteilen wie zum Beispiel den Farbstoff E120 (Schildlaus), Lanolin oder Urea. Dabei können Veganer*innen auch an (vermeintliche) Grenzen stoßen,

da zum Beispiel mögliche tierische Bestandteile in Zwischenproduktionen – wie Düngung von Obst und Gemüse mit Abfällen aus

Speziesismus

bezeichnet bei Richard Ryder „die Vorstellung, dass Menschen aufgrund ihrer Art allen anderen Spezies [Spezies] überlegen seien und diese deshalb behandeln könnten, wie sie wollten“. „Speziesismus“ wird analog zu Begriffen wie Sexismus und Rassismus verwendet. Antispeziesistische Tierrechtler*innen setzten sich gegen Diskriminierungen durch Speziesismus ein.

der Tierindustrie oder die Klärung von Wein mittels Gelatine oder Fischblase – nicht deklariert werden müssen. Auch Medikamente

mit neuen Wirkstoffen werden in Deutschland nur dann zugelassen, wenn sie in Tierversuchen getestet wurden.

PETA ZWEI positioniert sich hierzu, dass „vegan ist, was man mit Absicht macht“ und dass es nicht darum geht,

Ich hab zum Beispiel auch von Roland Straller – den kennt ihr bestimmt auch oder vielleicht auch nicht (lacht) – das ist (...) ein recht bekannter Tierrechtskünstler. (...) Da hab ich auch einen Pulli wo draufsteht „I“ und dann ist da so ne Taube und die scheidet so auf was drauf, also eine realistisch gezeichnete Taube die kackt – „I shit on speciesism“. Und wenn man halt nicht weiß, was Speciesism ist, dann ist das vielleicht ein bisschen so ‚hä‘ (lacht), aber sonst, ja, ist es klar.

Und wir wollen nur Tierrechte durchsetzen, genauso wie Menschenrechtler wie Amnesty International Menschenrechte etablieren.

Im Tierrecht werden Tieren grundlegende Rechte wie das Recht auf Leben, Freiheit und körperliche Unversehrtheit zugesprochen und deren Anerkennung gefordert. Menschen haben demnach „kein Recht (...), Tiere für Nahrung, Kleidung, Unterhaltung oder Versuche zu benutzen“, weshalb für Tierrechtler*innen Veganismus die logische Konsequenz ist. Großen Einfluss in der Tierrechtsphilosophie haben Peter Singer und seine Publikationen „Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere“ und „Praktische Ethik“, Melanie Joy und ihr Werk „Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus – eine Einführung“ sowie Richard Ryder und seine Prägung des Begriffs „Speziesismus“.

alten Jeans mit Leder-Patch

Werbung für Lederprodukte gemacht? – Die Streetteam-Mitglieder sprachen sich mehrheitlich dafür aus, alte nicht-vegane Produkte entweder abzugeben oder zu entsorgen und nicht mehr zu verwenden,

„was aus Versehen passiert oder sich nicht verhindern lässt. Es geht darum, Tieren nicht mit Absicht zu schaden und Tierleid zu ver-

hindern, da sie diese zum einen nicht mehr nutzen und zum anderen auch nicht „Werbung dafür laufen“ wollen. Während einige Aktivist*innen innerhalb kür-

zester Zeit vollständig auf vegane Kleidung umgestiegen sind, ist dies für andere ein längerer Prozess bei dem sukzessive nicht-vegane Stücke durch vegane ersetzt werden. Michelle betonte in diesem Zu-

Karnismus

bezeichnet nach Melanie Joy die „Ideologie des Fleischessens“, also „das unsichtbare Glaubenssystem, das Menschen darauf konditioniert, bestimmte Tierarten zu essen“.

sammenhang auch, dass wer es sich zum Beispiel nicht leisten könne eine neue Decke zu kaufen und „die Daunendecke von der Oma noch drauf[lässt]“, dennoch vegan sein könne.

hindern, wo man kann.“ Wichtig hierbei ist, dass man sich ständig informiert und das (vermeintliche) Fehlen von veganen Alternativen oder mangelnde Informiertheit nicht als Ausrede für den Konsum nicht-vegane Produkte verwendet. Veganismus ist für Michelle deswegen „die Einstellung kein Leid verursachen zu wollen.“

Veganismus betrifft aber auch Alltagsfragen, wie zum Beispiel:

- Wie soll mit vorhandenen nicht-vegane Kleidungsstücken umgegangen werden? Wird durch das Tragen einer

- Sind Beziehungen mit Nicht-Veganer*innen möglich und wie können beispielsweise gemeinsame Mahlzeiten gestaltet werden? Wie wichtig ist es für sie, dass das Umfeld vegan lebt? – Vegan-leben kann direkte und indirekte Auswirkungen auf das soziale Umfeld haben. So sprach sich eine überwiegende Mehrheit der Aktivist*innen aus unterschied-



„ Für mich sind Tiere halt auch lebenswert. Das sind Lebewesen, die ein Recht auf Leben haben. „





lichen persönlichen Gründen gegen partnerschaftliche Beziehungen mit Nicht-Veganer*innen aus. Während eine Aktivistin erklärte, sich nicht an dem Konsum tierischer Produkte ihres Freundes zu stören, betonten andere Aktivist*innen, dass für sie gemeinsame Werte auch in Bezug auf die Ernährung als wesentliche Basis für eine Beziehung wichtig seien. Eine Aktivistin erzählte, dass sie teilweise mit ihren nicht-veganen Freund*innen vereinbart hat, erst nach dem Essen auf gemeinsamen Veranstaltungen zu erscheinen, da sie nicht anwesend sein möchte, wenn tierische Produkte zubereitet und verzehrt werden.

- Kann ein Tierpark-eigener Parkplatz genutzt werden oder ist dieser ‚unvegan‘? – Diese Frage stellte sich bei einer Protestaktion vor dem Tierpark Hellabrunn, bei der die Aktivist*innen ihre Autos nicht auf den Tierparkparkplätzen abstellen wollten, da durch die Parkeinnahmen der Tierpark finanziert wird.



Schließlich ist für eine vegane Lebensweise nicht nur der Wille, sondern auch ein fundiertes „veganes Wissen“ erforderlich. Wie kann herausgefunden werden, welche Produkte und Lebensmittel vegan sind? Mit welcher Strategie gelingt dies beim Bäcker, im Supermarkt oder im Restaurant am besten? Wann ist es strategisch sinnvoll, sich vorab zu informieren und wann, sich als Allergiker*in auszugeben? Wie kann eine ausgewogene Ernährung aussehen (→ **Wissen**)?

Aber nicht nur für das eigene vegane Leben sondern insbesondere auch für ein aktives Engagement im Streetteam München ist ein fundiertes Hintergrundwissen nötig, etwa zu den kritisierten Zuständen in der Nutztierhaltung und Aspekten wie Tierrechte, Umweltschutz, Welternährung und Gesundheit. Insgesamt wird den dem Veganismus zugrunde liegenden Werten und Vorstellungen und der internen Diskussion darüber große Bedeutung beigemessen, ebenso den Wechselwirkungen zwischen Veganismus beziehungsweise omnivorer Ernährung mit Umwelt- und Klimaschutz und der Welternährung. Somit erstaunt es wenig, dass die Akteur*innen auf uns insgesamt den Eindruck eines recht reflektierten und bewusst agierenden Feldes gemacht haben (→ **Wissen**).

Das PETA ZWEI Streetteam München greift bei seinen Aktionen auf ein breites Repertoire an Themen zurück. Neben immer wiederkehrenden Thematiken wie das Tragen von Pelzen, werden aktuelle Problematiken aufgegriffen, wie zum Beispiel der Fund von dem Biozid „Fipronil“ in Eiern. Darüber hinaus gibt es eine sogenannte „Monatsmission“ wie die Halloween Fleischaktion, bei der die Aktivist*innen als Zombies verkleidet gegen Fleischkonsum demonstrierten, und „vegane Ostern“, wo Interessierten Rezepte für vegane Festessen präsentiert wurden. Gemein ist allen Aktionen, dass mindestens eine Person Flyer an Passant*innen verteilt und sich deren Fragen stellt. Auch ein Informationsstand ist häufig Teil der Veranstaltungen sowie eine öffentlichkeitswirksame Darbietung der Aktivist*innen. Hier setzt man vor allem auf bewusst „körperliche“ Inszenierungen. Dazu gehören verschiedene Tierkostüme, Bodypaint und Arrangements, bei denen sich die Aktivist*innen zum Beispiel als Fleischbeilage auf einen stilisierten Teller legen oder sich als ein in einer Tierfalle gefangenes Lebewesen darbieten. Auffällig ist bei reinen PETA ZWEI Veranstaltungen, dass diese leise verlaufen. Es gibt keine Losungen oder Parolen die gerufen werden. Großveranstaltungen werden in den meisten Fällen zusammen mit anderen Tierrechts- und Tierschutzorganisationen, wie etwa Animal Rights Watch oder Soko Tierschutz, abgehalten.

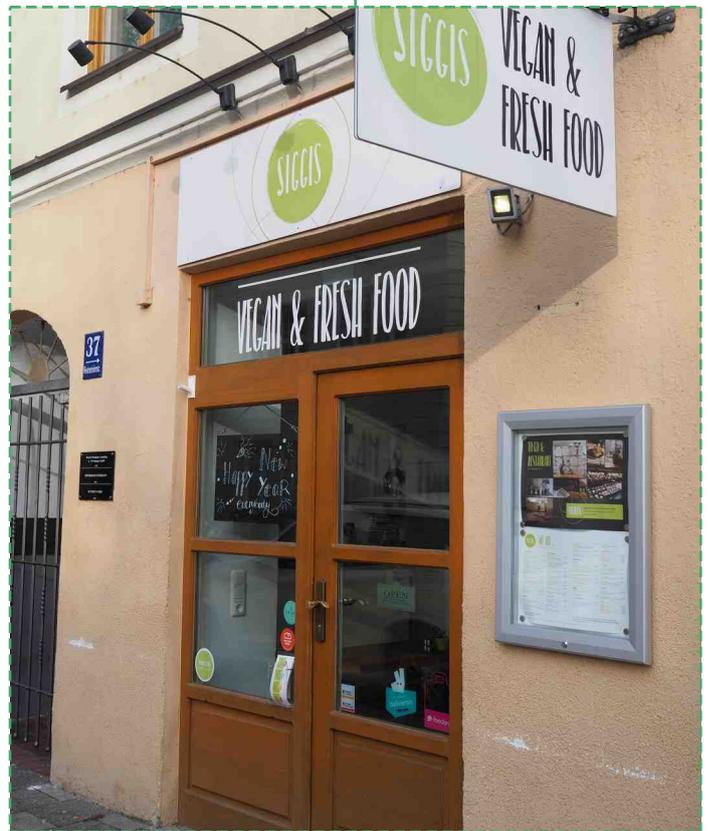
Zoo – Gefängnis für Tiere 24.06.2017

Eine Aktion am Tierpark Hellabrunn mit dem Ziel, Tierpark-Besucher*innen auf das „Leid der sensiblen und intelligenten Tiere“ aufmerksam zu machen. Der Großteil der anwesenden Demonstrant*innen hält Schilder und Banner hoch mit Aufschriften wie „Zoos = Tiergefängnis“, „Freiheit statt Glaskästen“ oder „Artgerecht ist nur die Freiheit“. PETA ZWEI Mitglied Moritz verteilt Flyer an die vorbeigehenden Passant*innen und versucht mit ihnen ins Gespräch zu kommen und das Thema zu diskutieren. Das auffälligste Demonstrationselement ist eine als Tiger bemalte Aktivistin, die ganz besonders für Aufsehen, vor allem bei Kindern, sorgt. Einige Mitarbeiter*innen des Zoos stellen sich vor den Eingang, um die Protestaktion zu beobachten und zu kommentieren. Dabei fallen, mit Blick auf die „Tiger-Frau“, Aussagen wie „früher haben sie es wenigstens noch nackt gemacht“.



Plan- und Kennenlertreffen 14.07.2017

Das monatliche Treffen findet diesmal im veganen Restaurant SIGGIS in der Münchner Innenstadt statt. Diese Treffen bieten einerseits die Möglichkeit neue PETA ZWEI Mitglieder*innen offiziell in der Gruppe willkommen zu heißen und sie dienen andererseits dem Zweck zukünftige Aktionen zu besprechen und zu planen. Bei „unserem“ Kennenlern-Treffen herrscht eine sehr lockere, freundliche, ja fast schon familiäre Atmosphäre. Claudia, die Vorsitzende der Gruppe, hat sogar ihre Tochter mitgebracht, die ebenfalls in die Gruppe integriert wird. Man unterhält sich nicht nur über Angelegenheiten der Gruppe, sondern auch über das Privatleben, den eigenen veganen „Werdegang“, Ernährungstipps, etwaige Probleme mit nicht-veganen/vegetarischen Partner*innen und über Personen aus der Populärkultur, die sich für einen veganen Lebensstil einsetzen. Schließlich gibt es eine umfangreiche Diskussion zu verschiedenen gesundheitlichen Fragen, bei denen ebenfalls Ratschläge, etwa zur Verwendung von Nahrungsergänzungsmitteln, erteilt werden.



Nein zur Hühnermastanlage in Eschelbach 05.08.2017

Ziel der in Pfaffenhofen an der Ilm abgehaltenen Veranstaltung ist es die Bewohner*innen von Pfaffenhofen und Besucher*innen des Marktplatzes, über die Genehmigung für den Bau

der größten Hühnermastanlage in Bayern zu informieren. Die Aktion findet am Samstag, dem Markttag in Pfaffenhofen, statt. Dementsprechend groß ist der Andrang auf dem Platz, wovon der PETA ZWEI Informationsstand ebenfalls profitiert. An der Veranstaltung sind zudem mehrere lokale Interessengruppen beteiligt, die ihr eigenes Protestmaterial dabei haben und sich teilweise



als Hühner verkleiden. Das Interesse am Stand sowie am Thema wird durch den „Fipronil-Skandal“, der auch auf mehreren Plakaten thematisiert wird, zusätzlich befeuert. Dass das Thema von Bedeutung für den Ort ist, sieht und hört man an den Gesprächen zwischen Passant*innen und Aktivist*innen sowie an der Präsenz eines Kamerateams und mehrerer Reporter, die mit Claudia Interviews führen.

Fleisch nur für Zombies 31.10.2017

Passend zu Halloween haben sich die PETA ZWEI Aktivist*innen als Zombies geschminkt, was – wie beabsichtigt – für Aufsehen sorgt und Passant*innen an den Informationsstand am Stachus lockt. Dort nehmen sie das umfangreiche Informationsmaterial in Anspruch oder diskutieren mit Moritz über die Bedeutung einer veganen Lebensweise. Zahlreiche Menschen nutzen die Gelegenheit aber auch um sich oder ihre Kinder von Andy schminken zu lassen, die auch die PETA ZWEI

Teilnehmer*innen geschminkt hatte. Der Andrang ist so riesig, dass sich Claudia dazu entschließt, freiwillige Spenden als Gegenleistung für das Schminken zu erbitten. Zudem drängen sich viele Menschen an den Stand, damit sie sich mit den „PETA ZWEI Zombies“ fotografieren lassen können. Es macht allerdings den Eindruck, dass nur ein Interesse am Foto besteht, nicht aber am Stand oder den Themen, für die sich das PETA ZWEI Street-



team einsetzt. Im Verlauf der Aktion laufen die als Zombie verkleideten Aktivist*innen immer wieder zwischen dem Stand und dem Karlsbogen umher, um Flyer zu verteilen, wobei sie wie Zombies langsam schlurfen und immer wieder „Fleisch!“ sagen. Die Stimmung ist sehr entspannt und die Gruppe macht viele kleine Späße untereinander oder mit Passant*innen. Später am Abend lassen sich die Aktivist*innen zu einer gewagteren Aktion hinreißen. Sie drängen zu siebt entschlossen und „Fleisch!“ fauchend in den McDonald’s am Stachus, verteilen viele Flyer an die Gäste und verlassen das Geschäft, bevor sie rausgeschmissen werden können.

Forschung mittendrin

Ein Auszug aus dem Feldtagebuch

„Schlachthäuser gehören abgeschafft! – Wann? – Sofort! – Für wie lange? – Für immer!“ waren die Worte, die sich für die nächsten zwei Stunden in meinen Kopf brannten, als sich die Prozession aus über 200 Demonstrant*innen in Gang setzte. Diese Losung war Teil eines Repertoires von verschiedenen Rufen und Sprechchören, die bei dem Demonstrationsumzug am 08.07.2017 zu hören waren. An diesem Tag fand die große Protestaktion „Für die Schließung aller Schlachthäuser“ der sich verschiedene Tierrechtsorganisationen, unter ihnen auch das PETA ZWEI Streetteam München, angeschlossen hatten. Die Aktion begann zunächst eher klein mit ein paar Aktivist*innen an einem Informationsstand am Stachus. Hier trafen Tim und ich auf einige PETA ZWEI Akteur*innen, unter ihnen auch Claudia, Michelle und Moritz, welche im Zentrum unserer Beobachtungen standen. Diese hatten sich an unsere Präsenz mittlerweile gewöhnt, sodass Claudia zu Moritz scherzhaft „Pass auf, was du denen sagst. Die verwenden alles gegen dich!“ sagte.

Um den Stand herum hatte PETA ZWEI zudem eine Protestaktion organisiert, in deren Mittelpunkt zwei Frauen standen, die sich auf vier Polystyrol Platten gelegt hatten. Diese waren mit roten Farbtropfen getränkt und erinnerten an Blut. Die Frauen trugen Ganzkörperanzüge mit dem Motiv von menschlicher Muskulatur und ließen sie aussehen, als ob sie keine Haut hätten. Zudem wurden die Protestdarstellerinnen so mit Plastikfolie bedeckt, dass nur ein Atemloch frei blieb. Über den Frauen hielten andere Aktivist*innen einen Regenschirm gespannt, so dass ein Schatten auf ihre Oberkörper und Köpfe fiel und sie etwas abkühlte. An den Folien wurden Aufkleber angebracht, die an Preisschilder erinnerten. Diese Aktion hielt nicht lange an, da die sommerlichen Temperaturen von über 25 Grad Celsius den Kunststoff so aufheizte, dass es den beiden Frauen zu heiß wurde. Bis zum Abbruch der Aktion hatten die beiden Aktivistinnen das Interesse von zahlreichen Passant*innen geweckt, die zu dem Stand gingen oder gar Selfies mit den am Bo-

den liegenden Frauen machten. Getreu dem Motto der Veranstaltung ging man bald dazu über, Videos von Schlachthäusern zu zeigen. Persönlich fand ich die gezeigten Videos durchaus schockierend. So wurde gezeigt, wie (wahrscheinlich männliche) Küken zunächst aussortiert wurden, um danach geschreddert zu werden. Außerdem wurden Kühe gezeigt, die zuerst getötet und danach Stück für Stück zerlegt wurden. Das für



mich unangenehmste Video war aber eines, das zeigte, wie sich Schweine, die auf engstem Raum zusammengepfercht wurden, gegenseitig ihre Schwänze, Ohren und Augen abbissen, über ein verletztes Tier (welches sichtlich Schmerzen erlitt) einfach drüber liefen und es dann bei lebendigem Leibe stückchenweise aufaßen. Die anwesenden Passant*innen schauten mit ernsten Gesichtern gebannt auf den Bildschirm. Einem Mann schien es davon sogar übel zu werden und er ging wieder zügig weg.

Nachdem die Videos gezeigt wurden, gab es mehrere Ansprachen bei denen unter anderem die Route bekanntgegeben wurde und die Aktivist*innen dazu aufgerufen wurden, nicht aggressiv aufzutreten. In der Vergangenheit ist die Lage wohl

eskaliert und die Gruppe wurde mit Eiern beworfen. Während eine Sprecherin die Absicht hinter der Demonstration, die „Sichtbarmachung des Tierleidens für die Bevölkerung“, erklärte, fielen mir eine junge Frau und ein junger Mann auf, die an der Gruppe vorbeigingen und lachten. Die Frau sagte sichtlich amüsiert zu ihrem Begleiter „Wir werden gleich geschlagen“, während dieser, in Richtung der Protestierenden eine Verpackung mit Essen (in der wahrscheinlich Fleisch enthalten war) immer wieder auf und zu machte. Nach den Ansprachen sammelten sich die Aktivist*innen und der Demonstrationzug setzte sich bald in



Bewegung. Mir fiel zunächst auf, wie „mächtig“ der Zusammenschluss von zahlreichen Menschen zu einer Gruppe, einer Menschenmasse, sein kann. Münchens zentrale Straßen waren plötzlich nicht mehr befahrbar, weil wir auf ihnen unterwegs waren. Es hielt sogar eine Straßenbahn für uns an, damit wir die Gleise überqueren konnten.

Derweil kämpften Tim und ich uns langsam aber stetig weiter vor. Mir fielen im Zuge dessen neue Rufe auf, die „Sie haben gelebt, geatmet, so wie wir. Fleisch ist ein Stück ermordetes Tier!“, „No excuse, for animal abuse!“ und „Schluss mit dem Profit auf Kosten der Tiere!“ lauteten. Um 15:15h hielt der Zug in der Amalienstraße, Ecke Schellingstraße, für eine kurze Kundgebung. Eine Sprecherin hielt eine kurze Rede, die vor allem an

die Leute auf den Straßen und in den Restaurants um uns herum gerichtet war und sie daran erinnerte, dass Tiere „Lebewesen und keine Sterbewesen“ sind. Die Passant*innen auf den Bürgersteigen und die Leute in den Kaffees und Restaurants schienen davon eher belustigt als beeindruckt zu sein. Claudia richtete ebenfalls das Wort an die Versammelten und betonte noch einmal das Leid der Tiere, die eine Massentierhaltung verursacht. Zum Abschluss der Kundgebung gab es noch das Lied „Wer gibt dir das Recht so grausam zu sein?“. Die Demonstration setzte sich danach wieder in Bewegung. Während des gesamten Protestumzugs wurde die Gruppe von den eigenen Fotografen abgelichtet und hin und wieder mit Handys gefilmt (unter anderem von Claudia). Die gemachten Bilder und Videos wurden später auf der eigenen Facebook-Seite veröffentlicht. Im Verlauf der Demonstration überkam mich mehrmals das Gefühl, dass ich nicht hierher gehöre und dass ich mich wie ein Heuchler fühle. Da ich weder vegan noch vegetarisch bin, fühlte es sich irgendwie „falsch“, oder zumindest unehrlich an, bei dieser Demo mitzulaufen.

Interessant waren bei der Demonstration zudem die kurzen Stopps vor Steak Restaurants, wo die Parolen lauter und die Banner in Richtung der Lokale gehalten wurden. Vor der McDonald's-Filiale in der Leopoldstraße wiederum hörte man „McMörder, McDreck, McDonald's muss weg!“. Die Demo kehrte kurz vor der Münchner Freiheit um und machte sich auf den Rückweg. Um 16:28h kamen wir am Uni Hauptgebäude am Geschwister-Scholl-Platz an. Es folgten wieder Ansprachen, wobei das Lied am Ende diesmal ein anderes war. In der Zwischenzeit hatte sich der vor kurzem eingesetzte leichte Regen zu einem richtigen Gewitter ausgeweitet, sodass die Demonstration abgebrochen schien und die Leute sich schnell in Richtung Uni oder der U-Bahn flüchteten. Wir beendeten um 16:40h unseren Feldaufenthalt. Wie wir im Nachhinein feststellen mussten, hatten sich viele der Demonstranten entschlossen, dem Regen zu trotzen und weiter zu machen.

Der Lebensstil als umfassende Lebensweise

Dem Feld um das PETA ZWEI-Streateam München könnte man mit Theoriebeständen aus der Protestforschung, der Ernährungswissenschaft und Esskulturforschung, der Human-Animal-Studies, der Konsumforschung, der Jugend(kultur)forschung, oder der Szene- und Lebensstilforschung begegnen. Wir haben uns, ohne die anderen Bereiche ausschließen zu wollen, für das Konzept des Lebensstils entschieden. Wir sehen darin eine Möglichkeit, all die anderen Themen und Fragen, Diskurse und Praktiken, zu vereinen. Mit „Lebensstil“ meinen wir zunächst eine umfassende Lebensweise. Eine solche holistische Definition gerät schnell in Gefahr trivial zu wirken, sie kann aber speziell in Abgrenzung zu anderen (Lebensstil-)Konzepten und in der Anwendung auf ein konkretes Feld, wie es hier der Fall ist, ihr Potential entfalten. Denn der Begriff „Lebensstil“ ist keinesfalls eindeutig und kann aus verschiedenen Begriffs- und Forschungstraditionen abgeleitet, beziehungsweise gelesen werden, die jeweils verschiedene Implikationen, oder zumindest Konnotationen mit sich bringen.

Subkultur und expressiver Lebensstil(-begriff)

Das Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS), das 1964 an der Birminghamer Universität eingerichtet wurde, nahm vor allem durch seine Forschungen zu Themen der Arbeiterschaft, der Jugend und der Medien großen Einfluss auf die Kulturwissenschaften. Dem Subkulturbegriff, der dort insbesondere für die Forschungen zu Jugendlichen aus dem Arbeitermilieu konzipiert wurde, sollte eine doppelte Abgrenzung innewohnen: Zum einen gegen eine vom CCCS angenommene dominante Kultur und zum anderen gegen die Lebensweise der Eltern, gegen die sich die Jugendlichen durch Artefakte wie Mode und Musik, aber auch durch alltägliche und widerständige

Praktiken, wie Rumhängen oder Schuleschwänzen, positionieren. Solche Subkulturen sind dabei keine wissenschaftlich konstruierten Gruppierungen von Menschen mit ähnlichen Eigenschaften, sondern bereits formierte, identitätsstiftende und relativ homogene Kollektive, die man in der Geschichte der Jugendkulturen zum Beispiel als „Mods“ oder „Punks“ kennt.

Der Lebensstilbegriff, der sich nun in die Tradition der Subkulturkulturforschung stellen lässt, erhält seine Betonung auf „Stil“: Lebensstil wird damit zu einer sichtbaren Praxis, die man am Auftreten einer Person ablesen kann. Damit liegen dem hier hergeleiteten Lebensstilbegriff, wie auch dem Subkulturbegriff, vor allem Expressions- und Distinktionsfunktionen zugrunde. Dabei muss der von uns gewählte Lebensstilbegriff, anders als der Subkulturbegriff, nicht notwendigerweise auf kollektive Praxen abzielen, sondern auch die Praktiken der untersuchten Akteur*innen in den Blick nehmen, die sich aus individuellen Einstellungen ergeben (können). Die Bezeichnungen Veganer*in oder Tierrechtler*in offenbaren sofort, welche Handlungen und Positionen mit ihnen in Verbindung stehen. Die Ablehnung der Interviewpartnerinnen, Veganer*innen als abgeschlossene, exklusive Gruppe zu begreifen, untermauert eine solche Einordnung. Dieselbe Argumentation ließe sich auf den abgeleiteten Lebensstilbegriff anwenden: Zwar gibt es eine bestimmte Mode, die als Code und Erkennungszeichen für Veganer*innen funktioniert – etwa die gelben Schlaufen von Dockmartensschuhen –, eine expressive Funktion ist aber wenn überhaupt nur untergeordnet. Vielmehr sind es Erkennungszeichen, die den Kauf bei nicht ausschließlich veganen Herstellern erleichtern sollen. Das soll aber wiederum nicht bedeuten, dass es keinen modischen Ausdruck, keine gewollte Präsentation nach außen gibt: Buttons, T-Shirts und Taschen, die mit veganen Argumenten oder Slogans bedruckt sind, sind großer Teil des „veganen Kleidungsstils“.

Der Szenebegriff

Der Szenebegriff setzt dort an, wo die Subkulturen aufhören. Im Zuge postmoderner Entwicklungen, die feste Gruppenzugehörigkeiten erodieren lassen, werden Vergemeinschaftungen als unverbindlich, netzwerkartig und interessegeleitet, und vor allem nicht klassenspezifisch charakterisiert. Das Vorhandensein eines zentralen Themas wie hier des Tierrechts und Veganismus oder die lose Vernetzung und Zusammenarbeit zwischen Gruppen, Vereinen, Parteien, Restaurants und Einzelnen auf Demonstrationen und darüber hinaus, sind Merkmale, die auf den Veganismus als Szene hindeuten. Gleichzeitig würde aber eine solche theoretische Verengung auf die Szene die zentralen Verhältnisse unseres Feldes nicht angemessen in den Blick nehmen.

PETA ZWEI als Organisation besitze eine niedrige Teilnahmeschwelle, erklärte uns Michelle: „Jeder, der mitmachen will, ist gleichberechtigt, hat die gleiche Stimme, egal wie lange er schon dabei ist, oder wie alt er ist. Das ist bei uns kein Thema.“ Die Möglichkeit, sich tierrechtlich zu engagieren, sich in Gruppen zurechtzufinden, scheint dabei von der veganen Szene vereinfacht, statt erschwert zu werden. Probleme und Hürden treten also nicht wegen der distinktiven Geschlossenheit einer Gruppe auf (obwohl dies bei anderen Organisation laut Michelle der Fall sein könnte), sondern vor allem wegen der moralischen Verbindlichkeit zur veganen Lebensführung: „Um bei PETA ZWEI mitzumachen, muss man mindestens die Motivation haben, vegan zu werden. Das liegt halt einfach daran, weil wir sonst, wie ihr wisst, bei Infoständen den Leuten nicht erklären können, was das tolle an Veganismus ist“. Gerade hier zeigt sich, neben einer Offenheit der Organisation, die individuelle Seite des Veganismus, die eine Szene nicht abbilden kann, aber gerade ein zentrales Merkmal des Forschungsgegenstandes ist. Zum einen muss man eine solche vegane Werteorientierung erst ausbilden und zum anderen braucht es auch die Durchsetzungskraft des Einzelnen, Zugang zum Veganismus zu finden, beziehungsweise die vegane Lebensweise in den eigenen Alltag zu transportieren: „Wenn eine Motivation zum Veganein da ist, darf jemand auch mal noch vegetarisch sein. Also

wenn jemand sagt: „Hey“, so wie ich zum Beispiel mit 14: „Ich möchte es eigentlich, aber ich pack es irgendwie noch nicht“, dann helfen wir natürlich auch super super gern, bringen alle Infos, laden mal zu Kochabenden ein, das machen wir ja privat auch. Wir sind auch für die da, die mehr wollen, als sich nur im Aktivismus engagieren. Wir sind ja auch für die, die es wollen, eine Möglichkeit, auch einen Zugang zu finden und Leute zu finden, die dieselbe Meinung haben.“

Bei der moralischen Verbindlichkeit des tierrechtlichen Veganismus scheint es sich nicht um eine SzeneEinstellung zu handeln, die gleichwertig neben denen aus anderen Szenezugehörigkeiten steht, und deshalb auch nicht um eine beliebige Trendmoral. Vielmehr scheint es der Kern eines Lebensstils, also sein zentraler Ausrichtungspunkt zu sein, der das Leben umfassend bestimmt.

Der sozialstrukturanalytische Lebensstilbegriff

Der sozialstrukturanalytische Lebensstilbegriff reagiert auf gesellschaftliche Tendenzen der Individualisierung. Gesellschaft scheint in der Gegenwart weder in Klassen noch in Milieus adäquat beschreibbar zu sein, was bedeutet, dass aus soziostrukturellen Merkmalen keine Großgruppierungen mehr vorgenommen werden können, ohne sich des Vergehens der Holzschnittartigkeit schuldig zu machen. Der Lebensstilbegriff soll dabei den individuellen Biographien gerecht werden und gleichzeitig quantifizierendes, zusammenfassendes Potential besitzen. Dabei muss der quantifizierte Lebensstil benennbar und entsprechend um eine bestimmte Sache zentralisiert sein. Diese Lebensstilvariante berücksichtigt normalerweise keine persönliche Gewichtung. Unser Forschungsgegenstand und seine Dispositionen ermöglichen es allerdings, einer sozialstrukturanalytischen Färbung des Begriffs gerecht zu werden, ohne Verluste in der Abbildungsqualität machen zu müssen. Und andersherum verwenden wir damit ein Konzept, das die Facetten, die für eine qualitative Forschung von Nöten sind, bündeln kann, ohne große Anpassungen an das Feld zu erfordern.

Wissen

Im Feld sind wir verschiedenen Formen von Wissen begegnet, die für einen tierrechtlichen Veganismus und somit für die Akteur*innen grundlegend sind. Dieses Wissen, welches das Denken und Leben der Aktivist*innen prägt, ist in verschiedenen Bereichen ihres alltäglichen Lebens zum Ausdruck gekommen. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, die im Feld vorgefundenen Arten des Wissens zu ordnen.

Wissen als Bewusstwerdung und Bewusstsein

Die grundlegende Aussage, dass Tiere nicht nur leidfähig sind, sondern vor allem in der Konsequenz und in Anbetracht der gesellschaftlichen Umstände auch tatsächlich leiden und sterben, ist im PETA ZWEI Streetteam München ständig präsent und bildet hier die zentrale Argumentationsbasis.

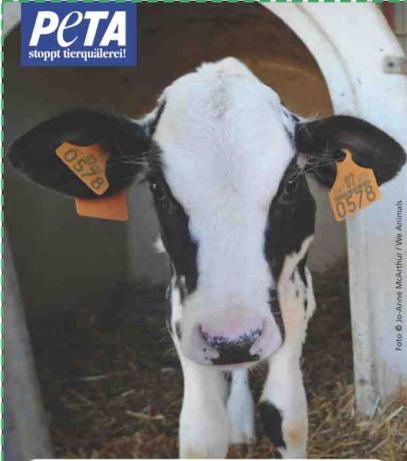
Der Aspekt des Sterbens scheint im Kontext des für die Mehrheitsgesellschaft „natürlichen“ und „üblichen“ Angebotes von tierischen Lebensmitteln kaum von Bedeutung zu sein. In Bezug auf „das“ Leiden der Tiere konnten wir beobachten, dass Passant*innen, die sich mit diesem Thema durch die Protestaktionen des Streetteams konfrontiert sahen, den Aspekt des Leidens relativierten und ihren Fleischkonsum mit Aussagen wie „Wir kaufen/essen nur Fleisch von glücklichen Tieren/ vom Nachbarn/ vom Bauernhof/ Metzger des Vertrauens“ rechtfertigten.

Diese und ähnliche Reaktionen verweisen auf den Wissens- und (An)Erkennungsstatus hinsichtlich des Leids von Tieren: 1. Es herrscht kein Wissen darüber; 2. es wird nicht wahrgenommen; 3. es wird verdrängt; 4. es ist egal und wird gleichgültig hingenommen, was man an spöttischen Reaktionen erkennen kann. Wie das Auftreten dieser vier Varianten erklärt werden kann, zeigt das Verständnis Michelles, das sie gegenüber Nicht-Veganer*innen aufbringt: „Wenn jemand bei McDonald’s einen Burger isst, dann macht der das nicht, weil er mich ärgern will, oder weil er Veganer so hasst oder weil er Tiere so hasst, sondern weil er in diesem System des Karnismus lebt, indem wir halt einfach aufgewachsen sind und ihm vielleicht die Aufklärung und die Einsicht da-

für noch fehlt.“ Damit beschreibt sie einen gesellschaftlichen Status Quo, der den Veganismus als Lebensstil konturiert. Zugleich wird deutlich, welche Kluft zwischen ersterem und letzterem besteht. Erst über einen bestimmten Wissens- (Aufklärung) und Bewusstseinsstatus (Einsicht) könne man, so Michelle, zu einer veganen Einstellung gelangen. Claudia beschreibt ihre persönliche Erkenntnisentwicklung wie folgt: „Also ich nenne es immer ganz gerne so eine Erleuchtung. Wenn man halt diese Erleuchtung einmal hatte und sieht, wie die Wirtschaft funktioniert und was das für die Tiere bedeutet, dann kann man da eigentlich nicht mehr weg.“

Protest- und Überzeugungspraktiken: Wissensvermittlung

Aus der Perspektive der Akteur*innen müssen das Leid und der Tod der Tiere präsentiert, vermittelt und als Information wach gehalten werden, um ein Umdenken und ein anderes Verhalten zu bewirken. Leid zu verstehen ist ein Vorgang, der dem Menschen vor allem durch Empathie ermöglicht wird. In den Flyern von PETA, die ebenso von PETA ZWEI genutzt werden, finden sich Emotionalisierungen, die Empathie hervorrufen sollen: Während die Frontseiten der Flyer über Fleisch und Biolandwirtschaft statistische Angaben zum jeweiligen Thema liefern, werden auf den Rückseiten Worte wie „gesperrt“, „beengt“, „beraubt“, „Qualzuchten“, „unnatürlich“ (Fleisch), oder „schreckliche Ängste und Schmerzen“, „vergast“, „in den Schredder geworfen“ verwendet (Bio-Landwirtschaft). Die Schilderungen, wie gelitten wird, reicht aber in (abstrakter) Textform nicht aus, um zu verdeutlichen, dass gelitten wird. Deshalb dienen Videos und Bilder dazu, ein solches Manko auszugleichen. Verletzte, kranke und tote Tiere sind Teil einer Ästhetik des Grausamen, die das Leid – am besten beim nächsten Einkauf – in Erinnerung rufen soll. Daneben dienen statistische Angaben, etwa zur Anzahl der getöteten Tiere, auf den Flyern dazu, das angeprangerte Leid wissenschaftlich zu untermauern. Zudem soll die Position des tierrechtlichen Veganismus durch weitere Lebensbezüge gestärkt werden: Wenn schon das Tierwohl nicht von Interesse sei, dann vielleicht das eigene. Gesundheitliche Schäden durch den Konsum von tierischen



PETA
stoppt tierquälerei!

Die Wahrheit über
Milch

Kühe werden von der Milchindustrie zu reinen Milchlieferanten degradiert. Nicht das Wohl der Tiere, sondern die maximale Produktionsmenge steht im Mittelpunkt. So werden Kühe, die weit über 15 Jahre alt werden können, bereits nach 4 bis 5 Jahren getötet, wenn ihre Milchleistung nachlässt.

PETA.de/Themen/Milch

Industrieller Missbrauch von Kühen

Kühe werden künstlich geschwängert, um ihren Milchfluss anzuregen. Direkt nach der Geburt werden die Kälber von ihren Müttern getrennt in sogenannte „Kälberboxen“ gesperrt. Für die männlichen Tiere endet das Leben meist nach nur wenigen Monaten im Schlachthaus. Die weiblichen Rinder werden dagegen ihr Leben lang mehrmals täglich maschinell gemolken.




Die „Kälberboxen“ sind so klein, dass die Kälber sich darin kaum bewegen können. Etwa 30 Prozent der Kühe leiden unter schmerzhaften Euterentzündungen.

Kuhmilch – nicht für den Menschen gedacht

Neben Laktose, die bei vielen Menschen gesundheitliche Probleme verursacht, enthält Milch Cholesterin, gesättigte Fettsäuren, Hormone und Antibiotikarückstände, die in Zusammenhang mit Durchfall, Blähungen, Fettleibigkeit, Diabetes, Brust- oder Prostatakrebs und Akne stehen. Dies zeigt: Der Mensch ist nicht für den Konsum von Muttermilch einer fremden Spezies ausgelegt.

Was Sie tun können:

- Kaufen Sie statt Käse, Milch und Milchzeugnissen pflanzliche Produkte auf Soja-, Hafer-, Reis-, Mandel- oder Nussbasis.
- Achten Sie beim Kauf von Fertigprodukten darauf, dass keine Milch, Laktose oder andere Milchbestandteile enthalten sind.
- Weitere Informationen finden Sie unter **PETA.de/Themen/Milch**

PETA Deutschland e.V.
Friedlheimer Str. 3a • D-70499 Stuttgart
+49 (0) 711 860 591-0
info@peta.de • PETA.de

PETA
stoppt tierquälerei!

Solche Aussagen sind nicht deckungsgleich mit dem gesellschaftlichen Stellenwert von Milch. Die zwei hier auftauchenden Argumentationsmuster sind zum einen: Das Aufzeigen der gesundheitlichen Auswirkungen von Milch und milchhaltigen Produkten und die Markierung der Tiermilch als etwas für den Menschen Unnatürliches. Die Broschüre kann als Reaktion auf bereits vorhandene und als verbreitet angenommene Wissensbestände verstanden werden. Bereits der Titel, der wie viele andere Broschüren von PETA mit „Die Wahrheit über“ anfängt, zeigt, dass sich erstens das gelieferte Wissen erst gegen andere Wissensangebote durchsetzen muss, und zweitens zur Abgrenzung den Wahrheitsstatus für sich beansprucht. Einer Annahme wie der, dass Milch durch ihr Calcium die Knochen stärkt und des-

Produkten und die Zerstörung der Umwelt durch die Nutztierhaltung, sowie die Produktion von Tierfuttermitteln sind zwei der auf den Flyern aufgeführten Aspekte, die weitere Themenbereiche in den Blick nehmen. In den Flyern werden Informationen abgedruckt, deren Aufbereitung Indikator für konfligierende Wahrheitsansprüche ist. In der Broschüre „Die Wahrheit über Milch“ von PETA heißt es:

„Kuhmilch – nicht für den Menschen gedacht. Neben Laktose, die bei vielen Menschen gesundheitliche Probleme verursacht, enthält Milch Cholesterin, gesättigte Fettsäuren, Hormone und Antibiotikarückstände, die in Zusammenhang mit Durchfall, Blähungen, Fettleibigkeit, Diabetes, Brust- oder Prostatakrebs und Akne stehen. Dies zeigt: Der Mensch ist nicht für den Konsum von Muttermilch einer fremden Spezies ausgelegt.“



PETA
stoppt tierquälerei!

Die Wahrheit über
Bio-Landwirtschaft

Bio-Siegel sind in erster Linie Umweltsiegel, hinsichtlich des Tierschutzes jedoch eine reine Verbrauchertäuschung. Denn in Deutschland werden 95 Prozent der Rinder, 98 Prozent der Hühner und über 99 Prozent der Schweine auf konventionelle Weise gehalten – und 100 Prozent der Tiere sterben einen vorzeitigen und gewaltvollen Tod. Wer Biofleisch, -milch und -eier kauft, ändert nichts am Leid der Tiere.

PETA.de/Bio

Minimal mehr Platz & genfreies Futter – die gleiche Qual im Schlachthof

Bei der Bio-Produktion liegen Welten zwischen den Vorstellungen der Konsumenten und der Realität: Auch in der biologischen Landwirtschaft leben Tiere eingesperrt und erleben schreckliche Ängste und Schmerzen im Schlachthof – männliche Küken werden vergast oder lebendig in den Schredder geworfen. Es hilft den Tieren nicht, in diesem kurzen Leben genießbares Futter zu essen.




Bio oder konventionell – hinter den Schlachthaus Türen sind alle Tiere gleich. Zusammengepfercht mit wunden und federloser Haut: Stellen Sie sich so das Leben von „Bio-Hennen“ vor?

Vegan – für die Gesundheit und das Wohl der Tiere

Bio-Fleisch enthält genauso schädliches tierisches Eiweiß, Cholesterin und gesättigte Fettsäuren – ebenso können darin gesundheitsgefährdende Bakterien zu finden sein. Nur die biovegane Landwirtschaft ist nachhaltig, tierfreundlich und gesund. Wer sich selbst und die Tiere schützen will, entscheidet sich für eine abwechslungsreiche, rein pflanzliche Ernährung.

Was Sie tun können:

- Es gibt kein „human produziertes Fleisch“.
- Lassen Sie sich nicht vom Bio-Mythos täuschen.
- Nur eine rein pflanzliche Ernährung kann das Töten stoppen – bitte streichen Sie tierische Produkte von Ihrem Speiseplan.
- Informieren Sie sich auf **PETA.de/Bio**

PETA Deutschland e.V.
Friedlheimer Str. 3a • D-70499 Stuttgart
+49 (0) 711 860 591-0
info@peta.de • PETA.de

PETA
stoppt tierquälerei!

halb allgemein als gesund gilt, soll, auch wenn dies nicht explizit erwähnt wird, entgegengewirkt werden.

Praktisches Wissen/ angewandetes Wissen

Zum tierrechtlich-vegane Lebensstil gehört es auch zu wissen, wo welche veganen Produkte zu finden sind. Im Restaurant SIGGIS (→ **Aktionen**) lag eine Broschüre aus, die weitere vegane Restaurants in München auflistet. Nicht nur dass auf die Konkurrenz verwiesen wird, es scheint eine Vernetzung stattzufinden, die den Münchner Raum überzieht. Wissen gewinnt hier eine ganz pragmatische Form; es dient dem Zurechtfinden in der Stadt. Nicht immer kann ein solches Wissen aber verortet oder kompakt aufgelistet werden. In einer unüberschaubaren Zahl an Konsumprodukten, die nicht notwendig von ganzheitlich veganen Herstellern stammen, ist es nötig, sich über vegane, oder scheinbare vegane Waren auszutauschen. Wie wir bei unseren ersten Begegnungen im Feld feststellten, bietet sich ein solches Thema und generell Veganismus-bezogenes Wissen als füllender Inhalt einer den ganzen Abend andauernden Kommunikation an: Welche Inhaltsstoffe sind in Hautcreme enthalten? Aus was werden diese Inhaltsstoffe gewonnen? Welche Zusatzstoffe sind mit den Kürzeln gemeint? Etc. Das Wissen, das es bedarf, sich vegan „korrekt“ zu verhalten, muss selbst erst generiert, legitimiert und nach „innen“ distribuiert werden.

Ein letzter Aspekt in Zusammenhang mit dem Bewusstsein vegan zu leben, soll noch erwähnt werden. Er zielt auf das „Wie“ der Kommunikation ab: Michelle erzählte uns, wie bestimmte Begrifflichkeiten bevorzugt oder verworfen werden, um dem Anspruch der eigenen Haltung gerecht zu werden: „Ich sag nicht ‚Haustier‘, wenn dann sagt man ‚die sogenannten Haustiere‘. Wir möchten eigentlich damit erreichen, dass es heißt: Der Hund ist nicht meins, er ist kein Besitztum, sondern ist mein Freund. Das ist mein Kumpel und wenn ich jemanden adoptiere, dann gehört er zur Familie.“ Und weiter: „Den geb ich nicht einfach wieder her, wie einen Toaster, den ich zu Weihnachten bekommen habe und nicht mehr haben möchte“. Mit einem begrifflichen Wandel soll ein gedanklicher und damit gesellschaftlicher Wandel stattfinden, der Tieren eine Position über den Status des Gegenständlichen hinaus zusichert. Solche sprachlichen Spezifika lassen sich auch in den Flyern finden: Das Wort „Produktion“ wird in Anführungszeichen gesetzt. Die Interpunktion steht äquivalent zu dem Zusatz „sogenannt“ und will den ihr eingefassten Begriff problematisieren. Hier ist „Produktion“ der mechanistisch-ökonomische Euphemismus des Tötens, der das Tier „zur bloßen Produktionseinheit degradiert“.



PETA
stoppt tierquälerei!

Die Wahrheit über Fleisch

In Deutschland leben für die „Produktion“ von Fleisch über 96 Prozent der Rinder, 98 Prozent der Hühner und 99 Prozent der Schweine in der konventionellen Tierhaltung. 100 Prozent der Tiere – auch die aus Bio-Betrieben – werden am Ende getötet oder sterben bereits in den Ställen. Zählt man Puten, Enten, Gänse, Ziegen, Schafe und Kaninchen dazu, sind das jedes Jahr allein in Deutschland rund 800 Millionen Tiere, die in deutschen Schlachthöfen getötet werden.

PETA.de/Fleisch

Legalisierte Tierquälerei

In kleine Käfige oder Ställe gesperrt, oft so beengt, dass sie sich nicht umdrehen können, werden die Tiere ihres natürlichen Verhaltens beraubt und zur bloßen Produktionseinheit degradiert: Kälbern werden die Hornansätze ausgebrannt, Küken wird der Schnabel gekürzt und männliche Ferkel werden betäubungslos kastriert. Aufgrund der Qualzuchten brechen viele Tiere unter dem Gewicht der unnatürlich großen Muskeln zusammen und verwesen neben ihren Artgenossen. Überleben sie die „Mastzeit“, steht ihnen der gewaltsame Tod im Schlachthof bevor. Fehlbelastungen stehen dabei an der Tagesordnung.



Aufgrund der untragbaren Zustände sterben viele Tiere bereits in den Ställen.

Oft werden die Tiere nicht richtig betäubt und bluten bei vollem Bewusstsein aus.

Gesundheitsrisiko Fleisch

Das Essen von Tieren wird mit vielen Krankheiten wie Übergewicht, Typ-2-Diabetes, Herz-Kreislauf-Erkrankungen und manchen Krebsarten in Verbindung gebracht. Durch den routinemäßigen Einsatz von Medikamenten in den Ställen, wie z. B. Antibiotika, u. a. zur Vermeidung von Krankheiten, finden sich nicht nur Rückstände davon im Fleisch, sondern es können auch gefährliche Antibiotikaresistenzen entstehen.

Was Sie tun können:

- Entscheiden Sie sich für eine gesunde, tierfreundliche Ernährung und leben Sie vegan.
- Weitere Informationen finden Sie auf PETA.de/Fleisch

PETA Deutschland e.V.
Friedzheim Str. 3a • D-70499 Stuttgart
+49 (0)711 860591-0
info@peta.de • PETA.de

PETA
stoppt tierquälerei!

Russische Welt in München



Raphael Rüschenndorf

In ganz Bayern haben sich Netzwerke, Verbände und Organisationen gegründet, die am Russländischen und der „russischen Kultur“ festhalten. Sie dienen der Pflege von Traditionen, Heimatgefühlen und Werten aus der „alten Heimat“. Sie dienen aber gleichzeitig auch der Integration. In vielen dieser Vereine organisieren sich vor allem Jugendliche. Welche Motivation treibt gerade junge Menschen an, sich in russischsprachigen Verbänden zu engagieren und welchen prägenden Einfluss hat dieses Engagement auf ihre Identitätsbildung?

JULA – Ein Festival für Integration und Kulturaustausch

Wir haben wohl alle in der Kindheit mit einem Kreisel – russ.: Jula – gespielt. Und auch heute noch fasziniert die Drehbewegung, die uns durch Dynamik und ein berauschendes Farbenspiel die Schönheit physikalischer Gesetze offenbart. Dieses Bild des sich bewegenden Antriebs, der Energie und Kraft, verschlungen mit unterschiedlichen Farben und einer bunten Lebhaftigkeit, dient den rund 60 ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen des internationalen Jugendtheater- und Musikfestivals JULA, das jährlich in München stattfindet, als leitende Vision. Die JULA-Mitarbeiter*innen versuchen diese Triebkraft auf die Theaterbühne zu übertragen: Ensembles aus Russland, der Ukraine oder Belarus, Theater- und andere Workshops,

Konzerte, Fotoausstellungen, Feste wie die Piroshki-Party und Kurzfilmprogramme machen JULA zu einem bunten Fest kultureller Vielfalt aus dem östlichen Europa mitten in München.

Seit 2004 wird das russischsprachige JULA-Festival jährlich und mit einer wachsenden Besucherzahl veranstaltet. Künstlerische und integrative Aspekte sowie der deutsch-russische Kulturaustausch und die Stärkung der Partizipationsmöglichkeiten junger Menschen mit Migrationshintergrund stehen dabei im Fokus, so dass den Festival-Veranstalter*innen 2011 der Integrationspreis des Bayerischen Jugendrings verliehen wurde.

Wer sind wir?

Die Identitätsfrage scheint mir ein besonders wichtiger Aspekt dieser Jugendlichen zu sein, zumal direkte und indirekte Migrationserfahrungen in spezieller Weise auf die Identitätsbildung einwirken. Das Erleben vom Verlust der gewohnten, vertrauten Umgebung, die Erfahrung von „zweisprachiger Sprachlosigkeit“, von unerfüllten Erwartungen, von der Betonung oder Missachtung des Andersseins, von zu wenig Offenheit sowie schließlich auch von Verbitterung über erlittene Verluste sind hierbei von Bedeutung. Die Jugendlichen haben diese Erfahrungen entweder direkt oder indirekt durch ihre Eltern und Peergroups erfahren. Jedenfalls bewegen sie sich oft in einem vagen Spalt zwischen dem hier und dem dort, zwischen dem Bayerischen und dem Russländischen.

„Russländisch“ verweist hier auf die Heterogenität des Forschungsfeldes, denn die Jugendlichen, um die es hier geht, sind [Spät-]Aussiedler*innen und jüdische Einwander*innen der ersten und zweiten Generation, Student*innen, Fachkräfte, Ehepartner*innen sowie Flüchtlinge unterschiedlicher Nationen aus dem postsowjetischen Raum, deren soziale Herkunft stark variiert. Die Motivation sich zu engagieren ist demnach ebenfalls sehr unterschiedlich.



„Bavarskij mentalitet srodni ruskoj duše“ – „Die bayerische Mentalität ist mit der russischen kompatibel.“

Diese Aussage des „Zentrums russischer Kultur in München“, MIR (Frieden), bringt die besonderen Bedingungen der Identitätsbildung von Personen und insbesondere von Jugendlichen mit russländischem Migrationshintergrund zum Vorschein. „Russen und Bayern sind Seelenverwandte“ sagte mir Tatjana Lukina, die Gründerin von „MIR“. Die gediegene, innere Ruhe oder Bequemlichkeit und die ausgeprägte Sentimentalität

sowie das gute Essen und die Fähigkeit zu trinken verbinde die beiden Länder in ihrer Lebensart. Auch die Geschichte habe viele Parallelen. Und dies sei besonders in München spürbar.

Wie kommt das? Was ist das Verbindende beziehungsweise welche Umstände fördern die Vergemeinschaftungen der aus Russland stammenden Münchner*innen? Immerhin scheint dies in München äußerst wichtig zu sein: So lassen sich allein

auf der überwiegend russischsprachigen Seite vk.com über 1.000 Gruppen finden, wenn man das Wort „München“ eingibt.

Die Übersetzung von rossijski (russländisch) ins Deutsche ist unpräzise, da sich rossijski nicht auf die „russische Ethnie“ oder die russische Sprache bezieht. Dafür gibt es das Adjektiv russkij (russisch). Rossijski bezieht sich vielmehr auf die Russländische Föderation und somit auf alle seine Staatsbürger*innen, egal ob Russen, Burjatinnen oder Jakuten. Dieser Unterscheidung kommt in Russland eine große Bedeutung zu.

In den von mir geführten Gesprächen mit Jugendlichen wurde rasch deutlich, dass zumeist nicht die Ethnie, das Russische oder Russländische den Ausschlag geben, sich in Verbänden und Vereinen zu organisieren, sondern die russische Sprache „und entsprechende Werte“, die über sie vermittelt würden. Die Sprache dient also als das identitäts- und gemeinschaftsstiftende Merkmal oder wie es Eugen, einer meiner Interviewpartner, ausdrückte, als Ausdruck der „russischen Seele“: „Uns verbinden vor allem die gemeinsame Sprache und das Interesse an sinnvollem und interessantem Zeitvertreib.“

Die Sprache ist also das tragendste Element des Miteinanders trotz aller Unterschiede. Sie überbrückt die soziale und ethnische Heterogenität der Immigrant*innen. In aller Regel können auch russischsprachige Personen aus Ländern anderer Nationen der ehemaligen Sowjetunion der hier untersuchten Gruppe angehören. Mitglieder des JULA-Festivals wiesen mich sogar darauf hin, dass ich im Zusammenhang mit JULA nicht die Begrifflichkeit „russländisch“ oder „russisch“ verwenden soll, da zum Beispiel der russischsprachige Jugendverband JunOst und das JULA-Festival bewusst alle russischsprachigen und eben nicht nur russ[länd]ischen Jugendlichen ansprechen. Entsprechend ist eine Differenzierung unerlässlich.

Die Netzwerke und Vereine dienen den in Deutschland geborenen Jugendlichen eher als Treffpunkte und Kontaktstellen, wobei der Herkunftsbezug der Familie von Bedeutung ist. So wird über das Merkmal der Herkunft, Sprache und der gemeinsamen Migrationserfahrung auch beim JULA-Festival eine Wir-Gruppe geschaffen.

Bei Migrant*innen hingegen, also Jugendlichen, die als Kinder oder Jugendliche mit ihren Eltern nach Deutschland kamen, fungieren die Netzwerke in erster Linie als Heimatersatz. Studentin Irina, die seit einigen Jahren in Deutschland lebt, erzählte mir, die Russ[länder]*innen in München würden ihr die Familie ersetzen und folkloristische Kulturveranstaltungen, wie die von MIR, würden Erinnerungen an ihre Heimat hervorrufen. Zuhause sei sie mittlerweile in München, doch ihre Heimat befinde sich noch in Russland, in einer kleinen Stadt 500 km von Moskau entfernt. Nirgendwo in Deutschland gebe es ein qualitativ so hochwertiges Angebot russischer Kultur wie in München. Im Gespräch mit Irina fiel mir auf, dass sie die Gruppe stärker über die ethnisch-homogene Zusammensetzung, das „Slawische“ oder die „großrussische“ Abstammung definiert als andere Gesprächspartner*innen. So konnte sie es auch nicht begreifen, warum ich als Nicht-Russe an einer solchen Veranstaltung teilnehmen beziehungsweise wieso ich mich für die russische Kultur und aus Russland stammende Jugendliche interessiere.



Dass auch ukrainische oder georgische Künstler*innen bei MIR auftreten, sieht Irina aber nicht als widersprüchlich an, da sie nicht zwischen Russ*innen, Russländer*innen oder anderen „Nationzugehörigen“ unterscheidet. Die vermittelte

Kultur und die wahrgenommenen Gefühle sowie die Erinnerung an die russische Heimat seien entscheidend. Und die verbindet sie mit dem Slavischen oder dem Raum der ehemaligen Sowjetunion. Die Vorstellung von Großrussland (russischer Einflussraum) kommt hier teilweise zum Tragen. In Bezug auf ihr Staats- und Nationsverständnis von Russland erwähnt sie, dass die ehemaligen Sowjetregionen stark von der russischen Kultur geprägt seien und viele Russ*innen dort leben würden. Die nationalen Kulturen seien sehr ähnlich und Unterschiede künstlich von außen herbeigeführt. Entsprechend sei es kein Widerspruch, sich an die „Mutter Russland“, die sich lange als ein Vielvölkerreich definiert hat, zu erinnern, wenn ein ukrainisches Lied gespielt oder ein georgischer Künstler geehrt wird.

Aus dieser Motivation heraus engagiert sie sich: Irina organisiert Austauschprogramme und Treffen mit russländischen Studierenden und partizipiert aktiv an zahlreichen Veranstaltungen.

Für Jugendliche mit wenig Deutschkenntnissen sind diese Gemeinschaften besonders wichtig, weshalb sich hier viele Migrant*innen und weniger in Deutschland Geborene finden. Der Bezug

zu Russland und zum russischsprachigen Raum ist in den Vereinen zwar gegeben, doch das Engagement vieler junger Spätaussiedler*innen und anderer Migrant*innen und ihrer Nachkommen speist sich aus der Sprachgemeinschaft.

Dies wurde mir auch im Gespräch mit Dmitrij, einem bei MIR auftretenden Geiger, auf einer Kulturveranstaltung verdeutlicht: Im „russischsprachigen München“ müsse man sich nicht verstellen und um die richtigen Worte kämpfen. Diese russischsprachige Lebenswelt sei vor allem im Kulturangebot zu finden und diejenigen, die wenig Deutsch könnten, vor allem Erstmigrant*innen, seien hier deshalb am besten aufgehoben. Sie fänden hier schnell Anschluss, Freund*innen und Kontakt. Die Thematiken und Verbandsziele seien dabei zweitrangig. Die „große Nationalkultur“, die hin und wieder angerufen werde, komme deshalb auch nicht bei den Jugendlichen an. Dazu passend hörte ich von überraschend vielen Russländer*innen, auch von denen, die sich engagieren, die Aussage, dass bei russländischen Jugendlichen kein wirkliches Interesse an „russischen“ Traditionen und „russischer Nationalkultur“ bestünde.



„Die Menschen sind offen und ehrlich, nicht immer bequem, aber sie wissen, was sie wollen“

Dies sagte mir Vitalij, der sich im Kulturzentrum GOROD engagiert. Die Russländer*innen würden eine vollkommen europäisch ausgerichtete Lebensweise führen („polnost’ju evropejskij obraz žizni“). Traditionen,

Feiertage und Religion seien für die meisten völlig irrelevant. Der Bezug zu Russland sei zwar präsent und „Russisches“ werde in manchen Vereinen hochstilisiert, doch würden eine klare Abgrenzung zu und tendenziell negative Bewer-

tung von politischen Entwicklungen in Russland existieren. Dies korrespondiert mit einer Studie der Boris-Nemzov-Stiftung, wonach nur 17 Prozent der in Deutschland lebenden Russ*innen und Russischsprachigen mit der Demokratie in Russland zufrieden sind. Eugen von JunOst erzählte mir in diesem Zusammenhang von der „öffentlichen und politischen Seite, wo die freie Meinung unterdrückt wird und politische Gegner auf teilweise brutale Art und Weise aus dem Weg geräumt werden.“ Weiter sagte er: „Von dem Einfluss der Politik auf einfache Menschen habe ich leider mehrere negative Beispiele erlebt.“ Dem fügt er hinzu, dass die einfachen Menschen „viel persönlicher und zwischenmenschlicher [sind]. Die Menschen sind offen und ehrlich, nicht immer bequem, aber sie wissen, was sie wollen. Ich verstehe mich gut mit Leuten aus ehemaligen UdSSR-Ländern“.

Die guten Freundschaften zu Ukrainer*innen oder Georgier*innen wurden auffallend häufig betont, vielleicht auch um dem negativen Russlandbild aus der Politik ein positives im Alltag gegenüberzustellen. Die Jugendlichen positionieren sich selbst als progressive, moderne, aber dennoch an Geschichte und Traditionen interessierte Gruppe.

So finden sich in München unzählige Russisch-Schulen, in denen primär die russische Sprache, teils aber auch die „allrussische Geschichte“ oder Kultur unterrichtet werden. Dabei begreift sich die Bezugsgruppe oft als Teil zweier Kulturen, die eine Hyphenated Identity (Charles Penrose), eine gedoppelte Identität, hervorbringt.

„Man muss wissen, woher man gekommen ist, um in einer anderen Gesellschaft anzukommen“

Mit JunOst gibt es in Deutschland einen Verband der „russischsprachigen Jugend“. Der Selbstbeschreibung nach will JunOst e.V. über Kinder- und Jugendakademien, familien- und jugendpolitische Arbeit, kulturelle Projekte und Sportveranstaltungen eine Vernetzung der russischsprachigen Jugend erreichen. „JunOst e.V. ist Integration einer anderen Art“ steht auf der Homepage. Eugen, der sich bei JunOst engagiert, findet diesen Ansatz besonders wichtig: „Man muss wissen, woher man gekommen ist, um in einer anderen Gesellschaft anzukommen.“

Das Russische stelle für ihn die gemeinsame Sprache und „Werte, wie wir miteinander umgehen“, dar. Es sei die „Gemeinsamkeit aller Facetten, so-

wohl der guten als auch der schlechten, die eine russische Seele ausmachen.“



Als wichtigste Einflussfaktoren auf die Lebensweise der Jugendlichen gelten die Eltern, Freunde, Schule, Vereine und das Internet. Dies wurde bei Dmitrij deutlich. Er erzählte, dass das Elternhaus entscheidenden, ja den größten Einfluss habe. Die Eltern würden die Kinder in russischsprachige Kindergruppen und Ballettschulen und in den Russisch-Unterricht schicken. Er selbst sei so zum Geigen in einem russischsprachigen Orchester gekommen. Selbst

wenn er wollte, wäre es schwer, dort wieder herauszukommen, denn die Mehrheit seiner Freunde hat er dort. Die Vereine fungieren hier als Soziali-

sationsinstanzen. Über sie und die darüber geschlossenen Kontakte habe Eugen das, was für ihn die russische Kultur ausmacht, besser kennengelernt und damit auch die Heimat seiner Eltern. Da das Vereinsleben aber auch Spaß macht, sei er nun froh, dass seine Eltern so entschieden haben.

Doch die Teilnahme am Vereinsleben wird immer seltener, bedauert Elena von MIR. Es sei ein Problem, dass viele nicht nach konkret russischen Organisationen suchen, da sie in einer mehrfach-internationalen Welt aufgewachsen sind („v mnogointernacional’nom mire“). Damit gibt sie die Haltung von MIR wieder. So ist in einer ihrer Publikationen zu lesen: „Wenn ein Mensch in eine bestimmte Kultur hineingeboren wurde und in dieser Kultur gelebt hat, so ist sie ein Teil seiner Persönlichkeit, und die Menschen werden durch

ihren Verlust [in einer sich globalisierenden Welt] seelisch und geistig ärmer“ („Esli človek roditelja i žil v étoj kul’ture, to ona – čast’ ego ličnosti, i ljudi duševno i duchovno bednejut, utračivaja ee“).

Stolz erzählte Elena, dass es in München einige Tanzgruppen gibt, „die von Jugendlichen organisiert werden. Sie tanzen und unterrichten Kinder. Es sind Volkstänze der Völker der ehemaligen UdSSR.“

Die „Nationalkultur“ und das im Feld immer wieder genannte „Volk“ bestimmen hier die Motivation, russischen und russländischen Vereinen beizutreten und sich dort zu engagieren. Solche Stimmen und Motivationen existieren eben auch, sind aber in der deutlichen Minderheit.

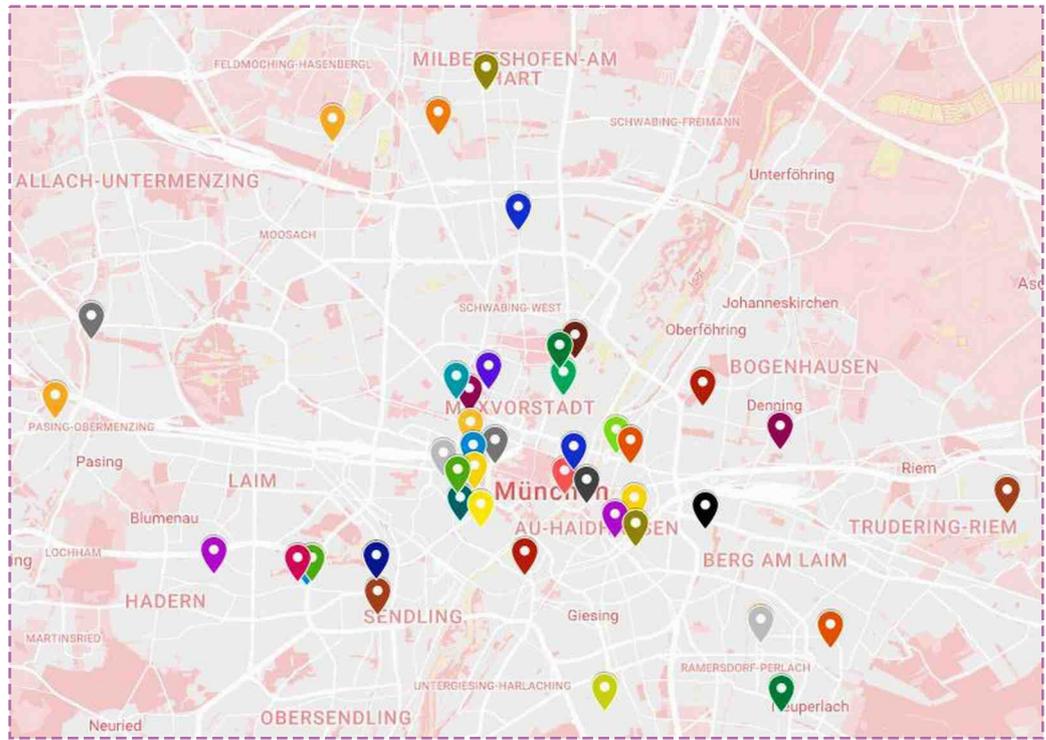
„Wüssten doch die einheimischen Münchner, wie russisch ihre Stadt ist!“

Die Anzahl russischsprachiger Personen mit Migrationsgeschichte in Deutschland reicht an jene türkischer heran. Laut Statistischem Bundesamt sind von 32.218 der Münchner*innen sogenannte Spätaussiedler*innen, die meisten von ihnen haben die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen: So gehören zu den 437.164 Münchner*innen mit ausländischem Pass lediglich 8.910 Personen mit russischer, 6.596 mit ukrainischer und 1.227 mit georgischer Staatsbürgerschaft an.

Die Spätaussiedler*innen hatten durch miteinander vergleichbare Migrationserfahrungen anfänglich oft ähnliche Probleme und Schwierigkeiten, die mit einer Umsiedlung einhergehen. Dies führte dazu, dass sich zahlreiche russischsprachige Vereine und Organisationen gründeten, so auch in München. Der Historiker Karl Schlögel spricht gar von einer „neuen russischen Welt“ in Europa, von der man wenig wisse. Dieser „russischen Welt“ könne sich jeder zurechnen, „der sich je im Orbit Puschkins und seiner Sprache bewegt hat“ (Zeit-Online). Entsprechend ist es weitgehend egal, ob man Ukrainer oder Russin ist. Die Sozialisation und Sprache sind entscheidend.

Der Schriftsteller Nikolaj Voroncov schrieb speziell zu der russischen Welt in München: „Wüssten doch die einheimischen Münchner, wie russisch ihre Stadt ist!“ („Éch, Mjunchen, znali by tboi korennye žiteli, naskol’ko ty russkij!“). Entsprechend war es nicht schwierig, das Feld auszumachen und ich erfuhr rasch von vielen russischsprachigen Vereinen und Verbänden in München und Bayern. Neben unzähligen Dienstleister*innen, die ein russischsprachiges Angebot haben (Lebensmittelläden, Ärztinnen und Ärzte, Kosmetik-Salons, Jurist*innen, Fotostudios und Fahrschulen), existieren in München verschiedene Verbände, das Tolstoi-Hilfswerk mit der Tolstoi-Bibliothek („Heimat der russischen Seele“ / „Rodina russkoj duši“), Ballettschulen, Russischschulen, kirchliche Gemeinschaften und Organisationen wie die russischen Pfadfinder. Diese tragen, laut J. M. Gotovčikov, zum „Verständnis der ethnischen, nationalen, religiösen und allgemein menschlichen Werte“ bei („ponimaniju npravstvennych, nacional’nych, religioznych i obščecelovečeskich cennostej“).

- Laden: Alexandrovskij
- Laden: Alönuschka Russisch...
- Laden: Feinkost St. Petersburg
- Laden: MIX Markt
- Laden: Malinka
- Laden: Odessa
- Laden: Prima Markt
- Laden: Russia
- Laden: Russischer Standard
- Laden: Russkij Standart
- Laden: Sojus Russische Fein...
- Laden: Vladimirskij
- Laden: Neo Markt
- Laden: Eximas Feinkost Rus...
- Laden: Maria Russische Spe...
- Laden: Сервисный центр К...
- VRJD JunOst, LV Bayern e.V.
- Kulturzentrum GOROD
- MIR Zentrum russischer Kult...
- Räume MIR
- Kultur Literatur und Bildung ...
- Tolstoi Hilfs- und Kulturwerk ...
- Russisch-Orthodoxe Kirche ...
- Russisch Aktiv
- Russische Schule e.V.
- Kathedrale der Hill. Neomärty...
- Generalkonsulat der Russisc...
- Russische Schule „Russkaja ...
- Matroschka Kindertagesstä...
- Russische Schule München ...
- Русская школа - Deutsch-R...
- Russisch Deutscher Kinderg...
- Deutsch-Russisches- Bildun...
- Russische Schule Govorun (...)
- Russische-Orthodoxe Diözes...
- Ukrainische Orthodoxe Kirche
- European Forum Of Russian ...
- Russian souvenirs "Sadko"
- Russisches Visazentrum in ...
- Verlag Terterian
- Школа №1 г. Мюнхена
- Ray Club
- CONSULATE GENERAL OF U...
- JULA-Festiaval - Theater Leo...



Die Webseiten der Vereine fokussieren oft die Jugend und stellen diese in den bayerischen Kontext. Dies wird auch in den Wordclouds deutlich, die aus den Webcontents erstellt werden. „Kunst“ und „Kultur“ gehen als Begriffe unter, stattdessen dominieren Begriffe wie „Festival“, „Veranstaltung“, „Kontakt“, „Theater“, „Projekt“, „Themenabend“ und

„Fest“. Dies deutet möglicherweise auf eine moderne Ausrichtung hin, wonach es primär um die Aktivität, Vernetzung und den Kontakt geht.



Mehrere Zugehörigkeiten

Migration hat maßgeblichen Einfluss auf die Identitätsbildung, zumal sich häufig hybride beziehungsweise fragmentierte Identitäten bilden, die sich als

Resultat mehrerer Einflüsse und laut Jenny Kuhlmann eines „Empfindens mehrerer Zugehörigkeiten hier (Aufenthaltsland) und dort (Heimatland)“ ergeben.

Laut der Schader-Stiftung haben sich die meisten Russlanddeutschen vor ihrer Immigration schon lange nicht mehr an einem Deutschlandbild

Interkulturelle Kindheit und Jugend

Drei Münchner Portraits



Neue Stadt, neue Schule, neue Freunde – Welche Erfahrungen machen Jugendliche, die ständig den Wohnort, die Schule oder den Freundeskreis wechseln? Was bedeutet für sie Heimat und wie prägen die Erlebnisse aus der Kindheit ihre heutigen Wahrnehmungen und Empfindungen?

Vor allem durch den Beruf der Eltern sind manche Kinder und Jugendliche gezwungen, Schule und Stadt regelmäßig zu wechseln. Dabei kann der Beruf der Eltern Vorteile bringen, er kann aber auch zu Einschränkungen führen. Ich habe drei Jugendliche zu ihren wechselnden Wohnorten befragt und unterschiedliche Eindrücke gewonnen.

„Ich brauche entweder sehr viel Kultur oder sehr viel Moderne“

Sebastian.

In fünf Ländern ist er letztendlich groß geworden. Geboren in Chile, zog er mit seinen Eltern nach Bonn, dann weiter nach Jakarta, später nach Wien, Rom und schließlich nach München. Als Sohn einer Diplomatin gehörte der regelmäßige Wohnortwechsel ebenso zu seinem Alltag wie der der Schule.

„Wenn du jetzt zurückblickst: Wie war für dich der ständige Schulwechsel? Wie bist du damit umgegangen? Und hattest du einen beständigen Freundeskreis in den verschiedenen Ländern?“

Nadine

“
Die Herausforderung bei mir war, dass ich damals noch nicht die Möglichkeiten hatte, die es heute gibt: WhatsApp, Skype, Facebook. Das gab es damals alles nicht, daher war es anfangs sehr, sehr schwierig. Ich habe den Kontakt quasi immer komplett abgebrochen. Anfangs habe ich Brieffreundschaften gepflegt, aber dadurch, dass sich das immer sehr, sehr zieht und man generell ab einer gewissen Zeit einfach den Kontakt verliert, wenn sich der Kontakt nicht simpel gestaltet... Es war schwierig. Aber man hat sich schnell daran gewöhnt. Einer der guten Aspekte die ich aus der ganzen Kindheit mitgenommen hab ist, dass ich mich nicht nur in einem neuen Arbeits-, sondern generell in einem neuen Lebensumfeld schnell zurechtfinde. Für mich war es immer einfach, aber es gibt sehr, sehr viele Diplomatenkinder die darunter leiden.
”

Sebastian

Sebastian schien es während seiner Kindheit und Jugend leichter zu fallen sich in einem neuen Lebensumfeld zurechtzufinden. Aus dem Interview erfahre ich auch, dass Diplomat*innenkinder, für die es schwieriger war neue Bekanntschaften zu schließen, die Möglichkeit hatten, sich innerhalb der Botschaft miteinander auszutauschen. Dort konnten an Veranstaltungen wie beispielsweise Weihnachtsfeiern, Bekanntschaften geknüpft werden. Aus dem Interview geht jedoch ebenfalls hervor, dass sich hieraus meist selten wirklich feste Freundschaften entwickelten.

“
Als Sohn einer Diplomatin gab es auch negative Seiten. Ich hätte beispielsweise nie eine langfristige Beziehung anfangen können. Das war mit fünf Jahren vielleicht noch nicht das Problem, aber mit sechzehn, siebzehn. Ich wusste einfach, dass die Zeit begrenzt ist. Und solche Sachen erschweren das Leben ein bisschen. Wenn ich mich ebenfalls mit anderen Diplomatenkindern anfreunde, sind diese nach kurzer Zeit auch wieder weg – gezwungenermaßen – es wäre absehbar. [...] Ich baue generell nicht so große Freundeskreise auf. Ich habe ein, zwei wirklich gute Freunde, die wohnen aber nicht in München. Ich nehme mir aber auch nicht die Zeit um einen großen Freundeskreis aufzubauen. Ich bin mit einem emotional abgestumpften Verhältnis zu Leuten groß geworden. Ich freue mich wenn [die beiden Freunde] da sind. Ich verbringe sehr viel Zeit mit ihnen und die Freundschaft ist auch lustig, solange sie hält. Aber ab einem gewissen Punkt bin ich realistisch genug zu sagen: Ich werde einfach nicht mehr die Zeit haben, mit der Person so viel zu machen. Dann kann ich auch sehr, sehr schnell cutten.
”

Sebastian

Das Leben von Sebastian wird durch den Beruf der Mutter stark beeinflusst. Neben der Schwierigkeit langfristige Beziehungen zu anderen Jugendlichen zu pflegen, existieren jedoch auch Vorteile, wie etwa der Erwerb von Sprach- und Länderkenntnissen sowie der Fähigkeit, sich schnell in fremden Alltagskontexten zu orientieren:

“
Es gibt auch Vorteile des Erwachsenwerdens im Auswärtigen Amt, beispielsweise die Sprachen und Kulturen die man mitbekommt sowie die Bereitschaft einfach umziehen zu können und die Stadt zu wechseln. Das wird einem sehr, sehr gut beigebracht. Und vor allem auch das, sich in jedem Umfeld gut einzufügen und schnell zurecht zu kommen.
”

Sebastian

Darüber hinaus ist Sprache für Sebastian auch hinsichtlich seiner beruflichen Zukunft von großer Bedeutung.

“
Wenn ich meinen Lebenslauf vorlege, wird der Arbeitgeber erstmal überrascht sein, in wie vielen Ländern ich im jungen Alter bereits gelebt habe. Das eröffnet mir beruflich gesehen einen Vorteil. Jede Firma sieht, dass ich willig und fähig bin in andere Länder oder Kulturkreise zu ziehen. Das macht es natürlich sehr, sehr viel einfacher, weil sie diese Frage nicht mehr stellen müssen.
”

Sebastian

Sebastian hat es nach der Schule in die Hotelbranche verschlagen. Vielleicht weil er eben dort die sprachliche und kulturelle Vielfalt vorfindet. In regelmäßigen Abständen informiert er sich über neue Jobangebote, denn er ist nun – für seine Verhältnisse – schon zu lange in München und es fehlt ihm hier etwas:

“
München ist eine wunderschöne Stadt, aber mir fehlt das Aufregende, dafür ist mir München dann zu gestanden und zu langweilig – in Anführungszeichen. Ich brauche entweder sehr, sehr viel Kultur oder sehr viel Moderne.
”

Sebastian

Durch die schulische Ausbildung an internationalen, deutschen oder europäischen Schulen im Ausland hat Sebastian eine wie er im Gespräch betont sehr gute Ausbildung genossen, die eine wichtige Rolle in seinem Leben einnimmt. Seine Erinnerungen an den ständigen Wohnortwechsel sind mehr mit Bildung, Sprache und kultureller Vielfalt verknüpft, als mit engen Freundschaften oder mit Bekannten geteilten Erlebnissen. Diese Erfahrungen aus der Kindheit zählen auch heute noch zu wichtigen Bausteinen in seinem Leben.

„Diese Faszination für Sprachenvielfalt ist selbstverständlich“

Lisa.

Geboren ist sie in Mainz. Aufgewachsen und zur Schule gegangen ist sie in München. Nach dem Abitur an der Europäischen Schule studierte sie Internationale BWL und Sinologie in München und Shanghai. Sie absolvierte Praktika in Peking und Neu Delhi und arbeitet heute in Frankfurt am Main.

Durch den Beruf und die finanziellen Mittel des Vaters, der als Patenanwalt arbeitet, war es für Lisa und ihre Geschwister möglich die Europäische Schule in München zu besuchen, da diese an das Patentamt gebunden ist. Bereits in der Grundschule erhielt Lisa Fremdsprachenunterricht und entwickelte früh ihre Leidenschaft für Sprachen.

„
Diese Faszination für Sprache war immer etwas das mich begleitet hat. Mir wurde erst später bewusst, wie international oder interkulturell meine Kindheit eigentlich war und wie besonders es ist, dass du tagtäglich mit Leuten zusammen bist, die andere Muttersprachen haben. Ich merke das jetzt noch immer wenn ich arbeite, oder auch als ich studiert habe: Wenn da irgendjemand aus einem anderen Land kam, dann war das für mich total normal. Ich fands eber unnormal wenns nicht so war. [...] Diese Sprachvielfalt ist einfach etwas Tolles, aber für mich auch etwas Selbstverständliches.
”

Lisa

Für Lisa bedeutet nicht nur Sprachvielfalt Interkulturalität, sondern auch das Zusammenleben und Miteinander mit anderen Schüler*innen und Student*innen. Die interkulturelle Teamfähigkeit, die sie bereits während der Schulzeit und des Studiums verinnerlicht hat, nimmt auch in ihren späteren Bewerbungsgesprächen eine wichtige Rolle ein:

„
Es gibt ja dann so blöde Bewerbungsfragen: Arbeiten Sie denn gerne in interkulturellen Teams? Wie gehen Sie damit um? Dann muss ich immer kurz überlegen, was die denn konkret damit meinen, weil es für mich selbstverständlich ist, also irgendwie total normal ist.
”

Lisa

Neben der Möglichkeit verschiedene Sprachen zu lernen, gibt es an der Europäischen Schule auch interkulturelle Projekte bei denen sich die Schüler*innen engagieren können. Die Model-United-Nations-Konferenz (MUN-Konferenz) ist zum Beispiel eines dieser Projekte. Jede teilnehmende Schule aus dem Verbund der Europäischen Schulen repräsentiert ein Land. Die MUN-Konferenz bietet jungen Menschen die Möglichkeit globale Problemstellungen zu diskutieren und während der Konferenz die Meinungen und

Standpunkte ihrer dargestellten Länder zu vertreten. Dabei lernen die Teilnehmer*innen zu verhandeln und zu kooperieren, zu tagespolitischen Themen zu recherchieren und politische Reden und Erklärungen zu verfassen. Neben der Fähigkeit, Debatten auf Englisch zu führen, lernen sie auch den Stellenwert der Diplomatie zu schätzen. Gleichzeitig dient die MUN-Konferenz dazu, Freundschaften mit anderen Teilnehmer*innen aus verschiedenen Ländern zu schließen. Neben der MUN-Konferenz existieren noch weitere Projekte, zum Beispiel Sportwettbewerbe, die stets interkulturell ausgerichtet sind.

Am Ende des Interviews fragte ich Lisa, ob auch sie später ihre Kinder, sollte sie mal welche haben (wollen), auf eine vergleichbare Schule schicken würde. „Wenn sie die Möglichkeit hätte“, antwortete sie, würde sie es „auf jeden Fall in Betracht ziehen“:

„
Weil ich einfach die Idee schön finde, dass man sich nicht zwangsmäßig auf Englisch einigt, sondern jeder seine Muttersprache beibehält. Aber europäische Schulen gibts auch inzwischen als freie europäische Schulen, die nach dem gleichen System aufgebaut sind. Das wäre auf jeden Fall etwas was ich in Betracht ziehen würde. Aber das ist natürlich auch immer so eine preisliche Frage. Oder ob man dann in der Nähe wohnt. Also ich merke es vor allem hier im Rhein-Main-Gebiet: Die privaten Schulen nehmen hier immer mehr zu und sie werden immer teurer, weil einfach auch die Nachfrage steigt.
“

Lisa

Noch steht die Familienplanung für Lisa nicht im Vordergrund. Im Herbst wird sie erstmal ihren Arbeitgeber wechseln, da sie innerhalb der Branche abgeworben wurde. Lisa hat ihre Leidenschaft für Sprachen zum Beruf gemacht, sie vermittelt Spitzenkräfte der Unternehmensberatungsbranche in unterschiedliche Länder.

„Die TU München ist auch nicht so schlecht“

Rebecca.

Geboren ist sie in Spanien. Ein Jahr ging Rebecca in Deutschland in den Kindergarten, das zweite beendete sie in England. Nach dem Kindergarten ging sie zwei Jahre lang in eine englische Grundschule. Durch den Beruf des Vaters, Vorstandsvorsitzender eines Großkonzerns, und die entsprechenden finanziellen Mittel, wechselten Rebecca und ihre Geschwister öfter als andere Kinder den Wohnort und die Schule. Rebecca verbrachte allerdings ihre restliche Schulzeit an einer einzigen Schule: an der Europäischen Schule in München. Dort sei es für sie vor allem in ihren noch jungen Jahren besonders wichtig gewesen, weiterhin auf Englisch unterrichtet zu werden. Neben Englisch hatte sie noch Spanisch und aufgrund ihrer deutschsprachigen Eltern und dem Standort München Deutschunterricht. Mit sechzehn Jahren zog es Rebecca im Rahmen eines Schüleraustauschprogramms zurück nach Spanien. Das Abitur absolvierte sie wiederum in München, ebenso das anschließende Bachelor Studium.

“
Für mich persönlich wars glaube ich die richtige Entscheidung auf eine Europäische Schule zu gehen, einfach weil ich so Englisch weiterhin als meine erste Sprache hatte. Das hätte ich sonst wahrscheinlich etwas verlernt, wenn ich nur Deutsch gesprochen hätte. Und ich habe viele Freunde gehabt und auch eine sehr positive Schulzeit. Darum bereue ich es auf keinen Fall. Es kommt auch ganz auf das Land an, es gibt Länder mit tollem Schulsystem und ich glaub, dass bayerische Schulen gut sind. Man muss nicht zwingend auf eine Europäische Schule, aber schaden tuts auch nicht.
”

Rebecca

Eines weiß Rebecca aber sicher: Sie sei froh, nicht auf der Internationalen Schule in Starnberg gewesen zu sein. Das hätte ihr vermutlich nicht gefallen: „Die sind krasser, da bekommen die Schüler glaube ich für ihre letzten zwei Jahre eigene MacBooks.“ Das hält Rebecca dann doch für etwas übertrieben.

Für ihr Studium wäre Rebecca gerne zurück nach England gegangen, blieb jedoch in München: „Ich hatte überlegt, in England zu studieren, aber leider habe ich an der gewünschten Uni keinen Studienplatz bekommen. Deshalb habe ich dann beschlossen, dass die TU München auch nicht so schlecht ist.“ Für ihre weitere akademische oder berufliche Laufbahn zieht es sie dann doch wieder in die Ferne:

“
Für mich ist es spannend etwas Neues kennenzulernen. In Hinblick auf mein Studium interessieren mich englischsprachige Länder, auch weil es einfacher ist, da ich die Sprache schon kann. Aber ich bin auch nicht abgeneigt noch weitere Länder in Betracht zu ziehen. Ich bin noch sehr offen was das betrifft, aber ich wünsche mir auf jeden Fall noch mehr im Ausland zu leben.
”

Rebecca

Als ich Rebecca interviewt habe, war sie gerade auf dem Weg zurück nach Berlin. Dort hat sie nach ihrem Bachelor Studium an der TU ein Praktikum im IT Bereich begonnen. Sie ist der Meinung, dass ihr diese Erfahrung womöglich bei der Entscheidung für die Auswahl ihres Master Studiums behilflich ist. Auch für Rebecca stellt der ständige Wohnortwechsel keine Schwierigkeit, sondern vielmehr einen Reiz dar, weitere Städte kennenzulernen und zu bewohnen.

Drei Jugendliche, drei

Sebastian, Lisa und Rebecca hatten die gleiche Ausgangssituation. Durch den Beruf der Eltern sind sie während ihrer Kindheit und Jugend öfter als andere umgezogen. Alle drei haben auf diesem Weg einige Internationale oder Europäische Schulen besucht und dadurch vor allem eine Offenheit gegenüber neuen Sprachen, Ländern und kultureller Vielfalt entwickelt. Besonders auffallend ist bei allen drei die Bereitschaft auch in Zukunft ihren Wohnort oder das Land zu wechseln. Bei keinem besteht bisher der Wunsch nach Sesshaftigkeit. Der häufige Wohnortwechsel in der Kindheit ist für sie zur Gewohnheit und zu etwas Selbstverständlichem, ganz Alltäglichem, geworden. Hinsichtlich der Sprache, Bildung und dem Interesse an verschiedenen kulturellen Kontexten lassen sich viele Gemeinsamkeiten zwischen den drei Interviewpartner*innen finden. Einzig die Bedeutung von Freund-

Diese Erfahrungen und empirischen Befunde führten unweigerlich zu der Frage, was die drei jeweils als ihre Heimat bezeichnen würden und was Heimat letztendlich für sie bedeutet. Während Rebecca meinte: „Das ist schon München, auf jeden Fall“, meinte Lisa:

“
Heimat bedeutet für mich zweierlei. Einerseits ist Heimat für mich mein Elternhaus in München, wo ich mich im Kreise meiner Familie zuhause fühle. Eine temporäre Heimat boten mir allerdings auch Freunde und Bekannte in China und Indien. Auch jetzt sehe ich diese Orte noch als meine Heimat und kehre immer wieder gerne dorthin zurück.
”

Lisa

Alle drei zeigen auf, dass ihre (Bildungs-)Biografie stark von den Berufen der Eltern vorgeprägt ist. Dabei wird ebenfalls deutlich, dass insbesondere die finanziellen Möglichkeiten der Eltern einen positiven Einfluss auf die Bildung der Kinder haben können, beziehungsweise überhaupt erst den Besuch einer solchen privaten Schuleinrichtung ermöglichen. Im Fall von Sebastian und Lisa haben

Lebenswege, viele Eindrücke

schaften teilen nicht alle drei. Im Fall von Lisa und Rebecca entstanden während ihrer Schulzeit und Jugend keine Schwierigkeiten langfristige Freundschaften aufzubauen. Für Sebastian hingegen nehmen Freundschaften oder soziale Bindungen bis heute keinen hohen Stellenwert ein, zumindest habe ich das so in unserem Gespräch wahrgenommen. Vielleicht liegt das an einem wesentlichen Unterschied zwischen den drei Jugendlichen: Im Gegensatz zu Sebastian haben Lisa und Rebecca während ihrer Jugend ausschließlich in München gewohnt. So konnten sie einerseits in ihrem Wohnviertel, andererseits innerhalb der Schule einen festen Freundeskreis aufbauen. Sebastian hingegen wechselte aufgrund des diplomatischen Status der Mutter alle vier bis sechs Jahre das Land, wodurch der Aufbau langfristiger und tiefgehender Freundschaften erschwert wurde.

Und Sebastian? Ein richtiges Heimatgefühl habe er nicht:

“
In meinem Fall war es so, dass meine Mutter ursprünglich aus Münster kommt. Meine Großeltern sind aktuell in Köln und obwohl ich in Bonn kurzzeitig gewohnt habe, existiert für mich nicht wirklich ein solches Heimatgefühl. Ich komme nicht wie andere nach Hause und sehe Freunde von vor siebzehn Jahren. Meine Eltern wohnen in Berlin. Ich hab jedoch noch nie in Berlin gewohnt. Für mich ist das auch immer etwas Emotionales, das ein bisschen mitschwingt. In München hat beispielsweise mein Onkel gewohnt, der ist aber mittlerweile auch umgezogen. Die Herausforderung ist, dass mir diese wirklichen Eckpfeiler fehlen, die jeder irgendwo hat. Dieses Heimatgefühl, das fehlt mir ein bisschen. Ich wohne jetzt am längsten in München, von allen Städten in denen ich war – bis vor zwei Jahren war's noch Rom – wenn ich danach gehen würde, wäre Rom meine Heimat. Dort habe ich am meisten mitbekommen, weil ich da schon älter war. Mittlerweile ist es München, aber das ist nicht wirklich Heimat.
”

Sebastian

diese den beruflichen Weg ihrer Eltern nicht eingeschlagen, Rebecca und auch ihre beiden Geschwister studieren hingegen eine ähnliche Studienfachrichtung wie ihr Vater. So zeigt sich, dass nicht nur der Bildungsweg bis zum Abitur durch die Eltern und deren finanzielle Mittel geprägt wird, sondern auch über das Abitur hinaus.

„Niemand hat unsere Lebensgeschichte gecheckt“

Auf den Spuren zweier Diplomatenkinder in München

Chiara und Kris leben seit gut einem Jahr in München. Das ist jedoch nur die aktuelle Station eines, man könnte sagen, internationalen Nomadenlebens. Ihre Mutter vertritt als Konsulin einen mitteleuropäischen Staat und wechselt daher oft mit ihrer Familie den Wohnort und auch das Land. So sind Chiara und Kris in mehreren Ländern auf unterschiedlichen Kontinenten aufgewachsen.

Dass ein solches Leben sehr spannend und abwechslungsreich, aber dadurch auch nicht immer einfach ist, zeigt sich in unserem Gespräch. Wenn die beiden über ihre Erfahrungen mit ihren Mitschülerinnen und Mitschülern in München sprechen, werden sie oft danach gefragt, wo es ihnen am besten gefallen hat. Diese Frage könnten sie mittlerweile aber wirklich nicht mehr hören, da für sie ein Vergleich der Städte so ist, als würde man „Äpfel und Birnen miteinander vergleichen“. Chiara meint auch, dass es für sie einen großen Unterschied macht, wie alt sie zur jeweiligen Zeit waren.

Die beiden Geschwister sind 2001, beziehungsweise 2002, in Indien geboren und haben dort drei Jahre lang gelebt. Ihr Vater arbeitet als Pilot und ist dadurch beruflich nicht an einen Ort gebunden und oft unterwegs. Von Indien sind die beiden Jugendlichen mit ihren Eltern weiter nach Abu Dhabi gezogen, dann nach fünf Jahren nach Singapur; nach weiteren vier Jahren in die chinesische Metropole Hongkong. Nun ist die Familie in München gelandet. Jeder dieser Aufenthalte ist für Chiara und Kris auch eine neue Episode in ihrer Kindheit und Jugend. München ist die erste europäische Stadt, in der sie wohnen, zur Schule gehen und ihre Freizeit verbringen. Die erste Zeit in der bayerischen Landeshauptstadt sei auch ein kleiner Kulturschock für sie gewesen:

„*Wir hatten immer schon eine Idee davon, wie es hier in Europa ist. Wir wohntem zwar nie hier, waren aber häufig hier gewesen. [...] Aber hier zu leben ist immer nochmal anders.*“

”

Es gäbe Mentalitätsunterschiede zwischen Deutschland, speziell München, und Asien. Die Menschen hier seien viel direkter und auch ungeduldiger, als sie es bis jetzt in Asien gewöhnt waren. Dort seien die Menschen, so Chiara,

„*...höflicher, einfach höflicher. Und in der ersten Woche in München dachte ich mir ... ich habe noch nie so viele unhöfliche Menschen auf einmal gesehen. Das ist jetzt nicht so gemeint, das war einfach, dass ich das nicht gewohnt war, dass die Menschen so direkt und nicht so geduldig sind.*“

”

Chiara und Kris hatten immer Kontakt zu dem Heimatland ihrer Mutter und haben die Familie dort in den Sommerferien oder über Weihnachten besucht. Vieles, was für Jugendliche in München selbstverständlich ist, war für sie deshalb nicht unbekannt, aber trotzdem irgendwie neu. Die vier Jahreszeiten waren zum Beispiel an ihren vorherigen Wohnorten in Südostasien weniger stark ausgeprägt; Schnee hatten sie in Hongkong nie. Einige Hobbys mussten sie an ihren neuen Wohnorten wieder aufgeben, dafür konnten sie andere erlernen oder weiterverfolgen. In Hongkong hat

die Familie beispielsweise direkt am Meer gewohnt und viel Zeit beim Segeln verbracht. Kris hatte bereits in Singapur damit angefangen, doch in München kann er nach fast zehn Jahren Segelerfahrung diesem Hobby nur noch selten nachgehen. Dafür betreibt er Leichtathletik in einem Münchner Sportverein.

Von ihren bisherigen Wohnorten haben die beiden oft Erinnerungsstücke in das nächste Gastland mitgenommen. Chiara hat aus Hongkong viele, ihrer Meinung nach „klassische“ Touristensouvenirs wie T-Shirts oder Bilder mitgenommen, die für sie jedoch eine größere persönliche Bedeutung haben. Kris hat neben einigen Fotos von seinem Freundeskreis eine kleine Rikscha als Erinnerung an die Lebensphasen in Asien in seinem Regal stehen.

„
Und da denkt man sich am Anfang so ‚das ist nur für die Touristen‘, aber wenn man geht, nimmt man die dann mit. Ich habe jetzt Hongkong T-Shirts und die unnützigsten touristischen und kitschigen Sachen.“

In den bisherigen Gastländern waren die Geschwister viel stärker in eine internationale Community eingebunden als sie es jetzt sind. In Indien, Abu Dhabi, Singapur und Hongkong haben sie internationale Schulen besucht und viel Kontakt zu Kindern und Jugendlichen in einer ähnlichen Lebenssituation gehabt. In München besuchen sie nun ein privates Gymnasium mit Ganztagschule im Westen der Stadt. Zwar haben sie hier schon viele neue Freunde und Freundinnen gefunden, seien sich aber aus eigener Erfahrung bewusst, dass es immer eine Weile dauert, wirklich enge Freundschaften aufzubauen.

„
In Hongkong zum Beispiel waren unsere Freunde überwiegend auch Expats. Das heißt, es gab ziemlich viele, die auch aus anderen Ländern kamen und auch ziemlich oft reisten. Das heißt sie waren es gewohnt, schneller neue Freunde zu finden. Und wenn man dieses Umfeld natürlich hat, ist es einfacher Freunde zu finden. In Deutschland ist man das eher weniger gewohnt, dass viele Internationale hier leben. Hier gibt es sehr viel Einheimische.“

Das häufige Umziehen sei für die beiden nicht immer einfach gewesen. Das Heimatland ihrer Mutter, der Bundesrepublik Deutschland ähnlicher als die Wohnorte in Asien, ist, wie sie erzählen, die einzig feste Konstante in ihrem Leben. Immer wieder würde man Freunde und Freundinnen zurücklassen müssen. An jedem neuen Wohnort müsse man lernen sich zurecht zu finden und neue Freundschaften und soziale Netzwerke zu knüpfen. Auch wenn der Kontakt zu Freunden und Freundinnen dank sozialer Medien aufrechterhalten werden kann, ist dies einer der einschneidendsten Aspekte ihres „Nomadenlebens“. Der Beruf der Mutter habe manchmal zu familiären Konflikten geführt, doch mittlerweile können sie ihre Berufswahl besser nachvollziehen.

„
Ich find ihren Job jetzt eigentlich ziemlich toll, ich meine sie kann reisen. Aber es verändert sich wegen dem Job viel und da braucht man eigentlich immer etwas, worauf man die Schuld schieben kann, es war immer der Job von meiner Mutter.“

Chiara kann es sich heute sogar vorstellen weiterhin ein internationales Nomadenleben zu führen, ähnlich wie das ihrer Mutter. Ihr Bruder hingegen würde gerne an einem Ort sesshaft werden und nicht immer wieder von einem Land in das nächste ziehen müssen. In München werden die beiden voraussichtlich erst einmal bleiben, bis sie das Abitur gemacht haben.

Probleme bei der Forschung mit internationalen Jugendlichen

Ein begrenztes Feld

Die erste und zugleich entscheidendste Hürde in der ethnologischen Feldforschung ist der Zugang zum Forschungsfeld und den beteiligten Akteurinnen und Akteuren. Gerade beim Forschen mit internationalen Jugendlichen haben sich für mich während dieses Studierendenprojekts einige unerwartete Probleme ergeben.

München, die drittgrößte Stadt Deutschlands, hat eine große internationale Bedeutung und ist weit über die Grenzen der Bundesrepublik bekannt. Eine Vielzahl an Staaten hat dort Niederlassungen in Form von Botschaften, Konsulaten und anderen diplomatischen Vertretungen. Daher war meine Erwartung auch, dass viele ausländische Staatsangehörige, die in diesen Institutionen arbeiten, mit ihren Familien in München leben. Um diese zu erreichen habe ich über 40 Institutionen per E-Mail angeschrieben und versucht einen Kontakt zu diesen aufzubauen.

Die Antworten fielen leider nur wenig vielversprechend aus. Nur einzelne haben mir zurückgeschrieben und dies meist nur mit der Information, dass es leider keine Mitarbeiter*innen mit Kindern im entsprechenden Alter an den Münchner Standorten gäbe. Nur eine Konsulin eines mitteleuropäischen Staates hat sich persönlich bei mir gemeldet. Aus diesem Kontakt hat sich dann auch das hier vorgestellte Porträt über die beiden Geschwister Chiara und Kris ergeben. Es zeigte sich, dass die Vertretungen in München personell, zum Beispiel im Vergleich zu ihren Standorten in Berlin, nur sehr klein aufgestellt sind.

Bildungseinrichtungen wie Internationale Schulen, die es in München und Umgebung mehrfach gibt, waren meine zweite Anlaufstelle im Rahmen dieser Forschung. Diese waren für eine Zusammenarbeit mit unserem studentischen Projekt leider nur wenig bis gar nicht aufgeschlossen, es sei denn man kannte sich persönlich. Da

die Zusammenarbeit mit Jugendlichen stets das Einverständnis der Erziehungsberechtigten erfordert, war es wenig verwunderlich, dass hier keine Kooperation mit den Schulen selbst zustande kam. Und auch meine beiden jugendlichen Gesprächspartner*innen besuchen keine dieser internationalen Schulen und haben auch keinen Kontakt zu den Jugendlichen dort. In meiner Forschung hat sich das Bild ergeben, dass in München der Unterschied zwischen der ortsansässigen Bevölkerung und den internationalen Communities geringer ist, als dies vermutlich in Städten wie Abu Dhabi oder Hongkong ist. Im Vergleich zu den vorherigen Stationen in Asien, wo Chiara und Kris vor allem Freundschaften im internationalen Milieu schlossen, sei das in München nicht der Fall. Auch ist die Berufsgruppe der Diplomaten nicht sonderlich groß und so wird auf Diskretion wert gelegt, was auch die Anonymisierung des Landes, das die Mutter von Chiara und Kris konsularisch vertritt, erklärt. Trotz dieser Probleme und Einschränkungen hat meine Forschung interessante Einblicke in das Leben internationaler Jugendlicher erbracht.

Pomade, Polohemd und Perlenkette?

Eine Jugendorganisation zwischen sozialem Engagement und elitärer Selbstdarstellung

Vetternwirtschaft, ein privilegiertes Elternhaus und ein BWL- oder Jura-Studium? Viele Vorurteile ranken sich um Rotaract, die Jugendorganisation des einflussreichen Serviceclubs Rotary. Was aber steckt hinter dieser als exklusiv und elitär wahrgenommenen Kulisse? Wer sind diese jungen Menschen und welche Lebensstile pflegen sie? Ein Ausflug in eine etwas andere Jugendkultur.

München – 18 Uhr – Die Frisur sitzt.

Für meinen haarigen Selbstversuch fühlte ich mich zugegebenermaßen ein bisschen wie Heidi Klum in der Haarspray-Werbung. Einem YouTube-Tutorial sei Dank klebte der geplante Seitenscheitel nun festzementiert an der richtigen Stelle. Hier stand ich nun und betrachtete kritisch mein ungewohntes Äußeres. Ein letzter prüfender Blick in den Spiegel. Die Fliege wurde noch einmal zurecht gerückt und ein Kamm in der Innentasche des Sakkos verstaut. Und dann konnte es auch schon losgehen zum persönlichen wie wissenschaftlichen Höhepunkt der Feldforschung: dem Galaabend anlässlich der Charterfeier eines Münchner Rotaract-Clubs im Seehaus im Englischen Garten. Als Charterfeiern werden alle großen und aufwendig gefeierten Jubiläen der Clubs bezeichnet. Mit einem bayerischen Auftakt inklusive Tracht und feuchtfröhlicher Stimmung wurde das Charterwochenende an einem Freitag im Juli begonnen. Über 160 Rotaracter*innen aus ganz Deutschland waren zusammengekommen, um einen der Münchner Clubs für ein Wochenende hochleben zu lassen. Für mich die perfekte Gelegenheit mich unter die Leute zu mischen und durch teilnehmende Beobachtung und Gespräche so viel wie möglich über diese jungen Erwachsenen und ihren Habitus in Erfahrung zu bringen.

So klar der Trachten-Dresscode für die bayerische Auftaktveranstaltung am Freitag auch war, so unklar und umstritten war die Wahl der Garderobe für den großen Galaabend am Samstag darauf. Welche Stilrichtung sollte auf den Einladungen stehen um den unterschiedlichen Ansprüchen der

Mitglieder gerecht zu werden? Cocktail, sommerlich-festlich oder doch Gala? Jede Rocklänge und jeder Hosenstoff waren anlässlich der angekündigten hochsommerlichen Temperaturen auf dem Wochen zuvor stattgefundenen Organisationstreffen mit viel Temperament diskutiert worden.

Als ich dann am Sonntagmittag das abschließende Weißwurstfrühstück im Hofbräukeller als offiziellen Abschluss des Wochenendes absolviert hatte, konnte ich mir zum ersten Mal in Ruhe Gedanken über die Masse an geführten Gesprächen und gesammelten Eindrücken machen. Was konnte ich zwischen dem ausgerollten roten Teppich, dem Mehr-Gänge-Menü und einem Abstecher auf die Tanzfläche an Informationen sammeln? Zumindest, dass das Helle für stolze fünf Euro auch nicht anders schmeckt als anderswo. Oder doch? Denn ehrlich gesagt war es fachlich wie persönlich ein spezieller Abend für mich geworden.

Nach all diesen Erfahrungen im „rotarischen Feld“ stellte sich mir unweigerlich die Frage, ob Pierre Bourdieus Klassenmodell für das frühe 21. Jahrhundert wirklich als obsolet abgetan werden kann. Die folgenden Seiten geben darauf (m)eine ganz eigene Antwort.

Der weltweit erste Serviceclub Rotary wurde 1905 durch den Anwalt Paul Harris in Chicago gegründet und ist heute mit über 1,2 Millionen Mitgliedern nach dem Lions Club die zweitgrößte Organisation ihrer Art. Ausgangslage war die Idee der Gründung eines Clubs mit dem Zweck des Austauschs, Netzwerkens und informellen wie räumlichen „Rotierens“ (→ Rotary) von bewusst unterschiedlichen Berufsgruppen. Der rotarische Wahlspruch des „Selbstlosen Dienens“ ist dabei sowohl nach innen als auch nach außen gerichtet und widmet sich etwa dem Versuch der weltweiten Auslöschung von Kinderlähmung durch entsprechend finanzierte Impfaktionen.

Der erste Rotaract-Club entstand Ende der 1960er in den Vereinigten Staaten. Die Gründung der rotarischen Jugendorganisation hing auf das Engste mit den soziokulturellen und politischen Entwicklungen des Jahres 1968 und daher mit den Studentenbewegungen zusammen. Gründungsziele waren in Folge dessen die strukturierte Vermittlung und Weitergabe von rotarischen Werten an Jugendliche und Studierende, was sich auch in der Namensgebung und Selbstbeschreibung „Rotary in Action“ zeigt.



Bei Rotaract treffen sich junge Leute zwischen 18 und 30 Jahren, die das gemeinsame Motto ‚Lernen – Helfen – Feiern‘ verbindet. Mehr als 3.100 Mitglieder in über 170 Rotaract Clubs deutschlandweit setzen sich zusammen für andere ein und tragen durch Freundschaft, Fairness und Toleranz zur internationalen Verständigung bei.

– Rotaract.de



Das Clubleben wird durch die drei Säulen „Lernen – Helfen – Feiern“ bestimmt. Die festen Termine innerhalb des Clubjahres unterteilen sich in verpflichtende und freiwillige Treffen, welche im wöchentlichen Wechsel abgehalten werden. Die Pflichttermine in München finden inklusive Anwesenheitsliste und wechselnden Vorträgen von internen und externen Fachvertreter*innen im Hofbräukeller am Wiener Platz statt. Um auch längerfristig Teil des Clubs sein zu dürfen, hat jedes aufgenommene Mitglied und jeder Gast beziehungsweise alle Anwärter*innen eine Anwesenheit von mindestens 60% nachzuweisen. Zusätzlich dazu rotieren die freiwilligen Treffen durch verschiedene Münchner Biergärten, Restaurants und Bars. Diese Treffen werden durch organisierte Sozialaktionen und deutschlandweite Charterfeiern anderer Rotaract-Clubs ergänzt, wobei der Austausch der Mitglieder untereinander im Fokus steht.

„Rotary in Action“

„In Action“ sind die Mitglieder des Clubs auf jeden Fall. Als ich noch ganz zu Beginn meiner Forschung versucht hatte einen „Prototyp“ von Mitgliedern zu beschreiben, kam mir direkt das Attribut „zielstrebig“ in den Sinn. Man hatte von Anfang an das Gefühl, dass die Leute hier durchaus Ahnung haben, wovon sie reden. Die geführten Gespräche und Eindrücke vermittelten in erster Linie gerade verlaufende Lebensläufe in geordneten Bahnen: Abitur, Studium an Deutschlands besten Universitäten und anschließend eine Anstellung als Unternehmensberater*in. So wäre die klassische Rotaract-Karriere wohl zusammenzufassen. Ein Lebensentwurf, dem das Image des „Elitären“ und „Schnöseligen“ anhaftet. Ich durfte aber während meines Aufenthalts im Feld auch von Anwärter*innen bis zur Vorstandschaft einige sympathische und motivierte junge Erwachsene kennenlernen, die so gar nicht in das stereotype „schnöselige“ Image des Clubs passen wollten. Leute, die mir den Eindruck vermittelten, wirklich etwas bewegen zu wollen und dies auch tun. Leute, die sich voller Herzblut in Sozialaktionen stürzen und Leute, die eben so gar nicht dem Klischee entsprechen. Und trotzdem zeigt das folgende Interview, dass auch das Feld selbst eben diese Stereotype durchaus wahrnimmt und teilweise auch bestätigt sieht. Ganz nach dem Sprichwort: „Die Ausnahme bestätigt die Regel“.

Neben der Zielstrebigkeit der Mitglieder fiel auch der starke Zusammenhalt der Gruppe untereinander auf. Ob über Facebook, E-Mail-Verteiler oder themenspezifische WhatsApp-Gruppen – sowohl lokal als auch international ist Rotaract bestens miteinander vernetzt. So ist es beispielsweise an der Tagesordnung, dass Mitgliedern bei der oft schwierigen Wohnungssuche in München aktiv unter die Arme gegriffen wird. Oder aber auch in ganz alltäglichen Situationen ist Zusammenarbeit gefragt, wenn zum Beispiel ein Akkubohrer oder Tipps für die beste Pizza der Stadt gebraucht werden. Die Hilfsbereitschaft innerhalb des weltweiten Netzwerks scheint einen ganz besonderen Stellenwert zu genießen. So existieren außerdem internationale Couch-Surfing-Gruppen und nicht nur während des alljährlichen Münchner Oktoberfests stellen viele Mitglieder ihre Zimmer auch völlig fremden Rotaracter*innen zur Verfügung



„Ein Club-Mitglied im Interview“

Jung, gebildet und aus „gutem Hause“

Auf Grund der brisanten Interviewinhalte wird hier als Schutz des/der Interviewten bewusst auf genauere autobiographische Angaben verzichtet.

Wie stehst du zu den vielen Vorurteilen über Rotaract?

Ich kenne die Vorurteile nur zu gut (lacht). Da darf ich mir von so manchen Leuten jedes Mal einen doofen Spruch anhören wie „Wieso sich die Leute da für sowas Besonderes halten, wenn sie in ihrem Leben ja selbst noch nichts geleistet haben“. Und da haben sie durchaus auch Recht! Es ist sicher schon so, dass sie die Nase relativ hoch tragen. Wenn du dabei bist, dann ist das egal. Untereinander gehen die Menschen dann wieder normal mit dir um, wenn sie das Gefühl haben, du stehst auf der gleichen Stufe.

Auf welcher Stufe stehst du und wie sieht dabei dein Alltag so aus? Unterscheidet sich der von einem „0815-Studierenden“?

Ja schon. Sicher! Ich bin sehr bodenständig erzogen worden. Ich komme aus einer echten Unternehmerfamilie und da wird keinem einfach so alles geschenkt. Aber ich weiß schon durchaus,

dass es mir besser geht als vielen anderen. Dafür bin ich auch sehr dankbar.

Du sagst selbst, dass dein Lebensstil besonders ist. Vor allem auch in Bezug auf Kleidung und die Optik. Wie siehst du das?

Nunja (lacht). Grundsätzlich macht man sich da ja schon Gedanken. Ich sehe das so, dass da jeder kommen soll, wie er mag. Aber manche fühlen sich sicher unter Druck gesetzt. Sie wollen dem Image von Rotaract zu entsprechen.

Welches Image habt ihr denn?

Rotaract ist zwar deutlich unkomplizierter als Rotary, dennoch werden viele Sachen schon direkt übernommen. Aber wir sind noch jung, da passen das Image und der Aufbau gut zusammen. Was ich aber auf jeden Fall sagen muss, ist, dass das Soziale definitiv zu kurz kommt. Dafür, dass wir so ein großer Club sind, ist das lachhaft.

Würdest du dann trotzdem der Reihenfolge und der absteigenden Gewichtung der Säulen „Lernen, Helfen, Feiern“ zustimmen?

Das kommt darauf an. Tendenziell wird das Feiern schon groß geschrieben. Das liegt aber sicher auch an unserem jungen Alter. Die eigentliche Reihenfolge wäre dann wohl eher: Feiern – Lernen – Soziales.

Du studierst mit deiner wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Fachrichtung einen sehr rotarischen Studiengang. Woran liegt das?

Das Elternhaus und die Erziehung spielen dabei eine wichtige Rolle. Da ist der Anspruch vorgeprägt: „Wir studieren etwas Anständiges!“ Nicht, dass das meine Fachrichtung besser ist als andere. Aber die Jobchancen sind eben andere. Und ja, auch ich würde meinen Lebensstandard gerne so beibehalten.

Wie ist dein Lebensstandard denn aktuell?

Es kommt drauf an ob ich lernen muss oder nicht (lacht). Aber tendenziell steh ich spät auf und frühstücke, dann geh ich Mittagessen, dann in die Stadt, treffe mich mit Freunden und abends gehe ich dann feiern oder in eine Bar.

Wie wichtig ist deiner Meinung nach die Herkunft deiner Rotaract-Kollegen für die Gruppe? Oder wärt ihr alle auch so offen und herzlich aufgenommen worden, wenn ihr „Otto Normalverbraucher“ und „Lieschen Müller“ wärt?

Ich glaube nicht, dass das was mit dem Namen oder der Herkunft zu tun hat. Eher mit dem Mehrwert, den sie sich von dir versprechen. Das hat auch etwas mit dem finanziellen Aspekt zu tun. Die Charterfeiern, das Essengehen, die Ausflüge und Reisen, das alles muss man sich leisten können. Und wenn man dann noch etwas für Sozialaktionen oder die Charterfeier beitragen kann, umso besser.

Spielt deine Herkunft für dich im Alltag eine Rolle?

Ich bin niemand, der das nach außen trägt. So bin ich nicht erzogen worden. Das stiftet keinen Mehrwert und macht im Zweifel auch unsympa-

thisch.

Ich habe aber schon mitbekommen, dass andere mit ihrem finanziellen Hintergrund nicht derart hinterm Berg halten.

Ja, das finde ich auch immer super unsympathisch. Wir sind alle gleich viel wert. Für mich ist ein „machen“ viel mehr wert als ein „bezahlen“. Daher gefällt mir der Spirit bei Rotaract auch viel besser als bei Rotary, wo nur noch die Scheckbücher gezückt werden. Ich finde Engagement und Zeit ist mehr wert als Geld.

Bei Facebook und anderen sozialen Medien sieht man immer wieder, dass einige ihre Mitgliedschaft klar nach außen tragen und das auch aktiv für sich nutzen.

Klar. Die Mitgliedschaft hat auf jeden Fall einen Prestigecharakter. Manche denken, dass sie über den ein oder anderen Kontakt später vielleicht irgendwann mal an eine gute Stelle kommen. Aber das ist für mich nichts. Ich hätte da immer das Gefühl, dass ich wieder etwas zurückgeben müsste. Der Illusion, dass Rotaract in erster Linie dem sozialen Engagement dient, darf man sich nicht hingeben. Da trägt aber auch jeder selbst seinen Teil dazu bei. Jeder, der sich da hinstellt und sagt „Ich arbeite da und da“ oder „Meinem Vater gehört XY“ und „Ich verdiene das und das“, der darf sich dann nicht wundern.

Wenn du von dem ganzen Druck und den negativen Aspekten weißt, wieso bist du dennoch Mitglied geworden?

Das Problem ist vermutlich, dass ich das viel zu sehr gewohnt bin. Das klingt gemein, aber ich bin so aufgewachsen, dass du immer wissen musst, woran du bist. Ich kenne auch viele Leute die dazu erzogen wurden, dass sie möglichst immer der strahlendste Stern am Himmel sein sollen. Viele Mädchen in diesen Kreisen werden auch absichtlich zu hübschen, naiven Dummchen erzogen, weil sie dadurch weiter kommen. Man muss sich eben bewusst sein, dass man möglicherweise immer von Intrigen umgeben sein kann.

Bei all den Kritikpunkten. Was ist denn für dich persönlich das Tolle am Club?

Ja eigentlich nichts (lacht). Das ist ja das Problem.

Da ist eigentlich nichts Tolles dran, aber es wird von innen und von außen eben so gesehen. Die Außenwirkung des Clubs ist wahnsinnig toll dafür, dass sie eigentlich nichts tun (lacht).

Würdest du gerne abschließend noch etwas sagen?

Das Wichtigste wurde denke ich gesagt. Wir sind so, wie wir sind. Das lässt sich nicht ändern. Man

darf sich der Illusion nicht hingeben, dass es ein soziales und freundliches Miteinander ist, wo alle darauf achten ein tolles Projekt zu unterstützen. Man sollte schon ehrlich zu sich selbst sein. Das alles vermittelt, dass es das Tollste auf der Welt ist ein Mitglied bei Rotaract zu sein. Dass die Aufnahme unter bestimmten Voraussetzungen aber eigentlich gar nicht so kompliziert ist, das zeigt niemand.

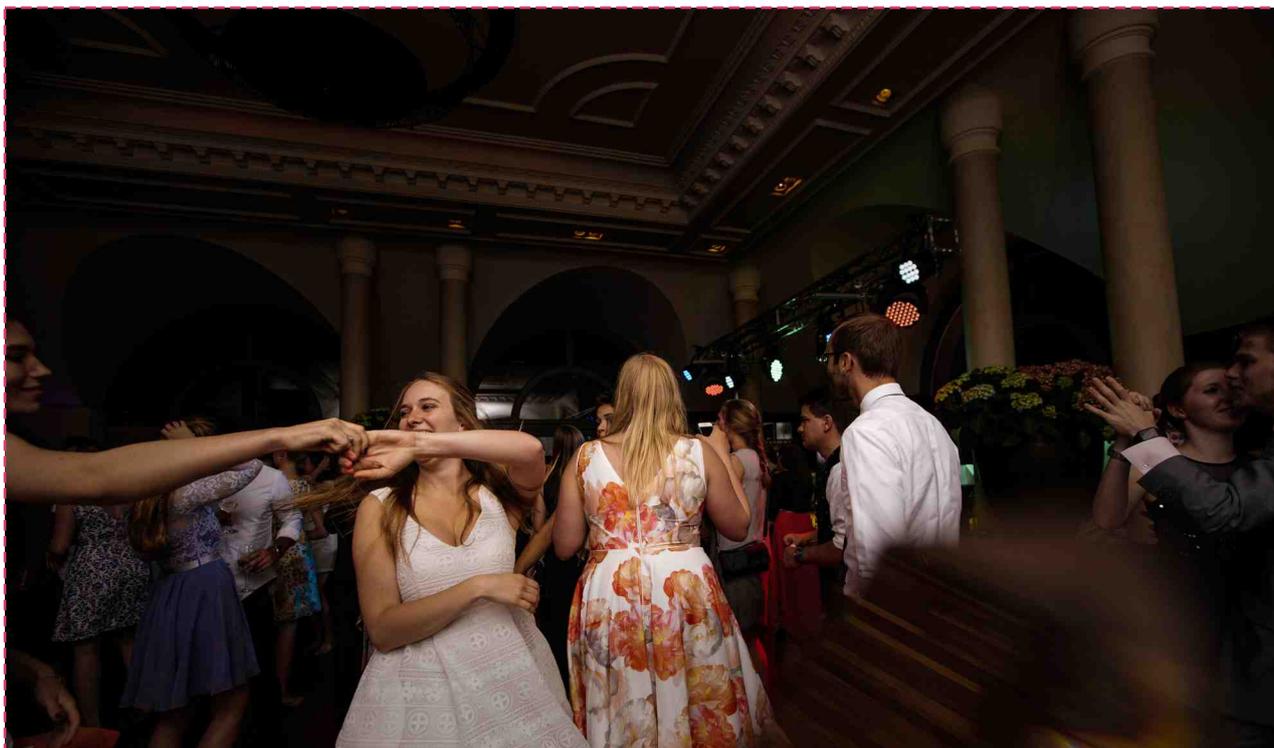


Andere Stimmen aus dem Feld

„
Ich wurde wirklich herzlich empfangen. Durch die regelmäßigen Treffen wächst man dann auch schnell näher zusammen.
”

“
Ich bin echt froh hier gelandet zu sein. Rotaract war auch zum Start hier in München das Beste, was ich machen konnte.
”

“
Wenn du arbeitest und eben nicht studierst, dann lernt man ja auch nicht so viele Leute kennen und dann dachte ich mir, dass ich auf das Netzwerk bei Rotaract zurückgreife. Das ist schon eine gute Sache, wenn man allein in eine große Stadt zieht.
”



„Der Rotary-Effekt“ oder: Der Versuch eines Ausblicks

Das Interview ist ein Urteil für sich. Es spiegelt die Erfahrungen wider, die (zumeist) auch im Verlauf der Feldforschung gemacht wurden. Besonders gegen Ende der Datenerhebung konnte dennoch, begünstigt durch die neue Vorstandschaft, ein von einigen Gesprächspartner*innen gewünschter Umschwung beobachtet werden: mehr geplante Sozialaktionen und eine kritische (Selbst-)Reflexion. Und auch wenn die Ergebnisse der Forschung eine Vielzahl an Vorurteilen bestätigen oder sogar noch darüber hinausgehen, so wäre es dennoch zu kurzfristig der Jugendorganisation im Allgemeinen ihren Stempel aufzudrücken. Vor allem im Austausch mit anderen Rotaract-Clubs wurde regelmäßig die spezielle Stellung der Organisation im vergleichsweise reichen und urbanen München betont. Neben einer lokalen Selbstreflexion soll es zukünftig außerdem zu einer globalen Distanzierung von der Mutterorganisation Rotary kommen. In einem der letzten Interviews war dazu von einem „Rotary-Effekt“ die Rede, der sich negativ auf Rotaract auszuwirken scheint. Rotarische Einstel-

lungen, Wert- und Normvorstellungen werden dabei auch in die Jugendorganisation getragen und vermittelt. Man wolle sich in Zukunft auch vermehrt auf die bisher vernachlässigte Gruppe der Schüler*innen und Auszubildenden konzentrieren und auch in Bezug auf die Gewichtung der einzelnen Säulen habe man noch viel Arbeit vor sich, so einzelne Mitglieder der Vorstandschaft.

Offiziell sollen sich alle Entscheidungen von Rotaract nach den vier Leitfragen der Organisation richten: „Ist es wahr?“, „Ist es fair für alle Beteiligten?“, „Wird es Freundschaft und den guten Willen fördern?“ und „Wird es dem Wohl aller Beteiligten dienen?“

Aktuell müssten diese Fragen wohl teilweise mit (m)einem klaren „Nein“ beantwortet werden. Zeit für eine Neuorientierung.

Als Ethnograf bei den Rotaracter*innen

Zur methodischen Perspektivierung der Erforschung elitärer Jugendlicher

An sich fühlte ich mich besonders zu Beginn des zweiten Treffens anlässlich eines Pflichtmeetings im Hofbräu Keller am Wiener Platz deutlich unwohler als beim letzten Mal. Dies kann zum einen an der Tatsache der unerwartet vielen Anwesenden liegen, als auch an einem Gefühl des „Underdressed-Seins“. Ein Gefühl, das ich so in der Form sonst noch nie wirklich bewusst wahrgenommen hatte. Zwar trug ich auch ein Hemd, stach mit meinem Karo-Muster aber deutlich aus der Masse hervor. Polohemd, nach hinten gegelte Haare und ein perfekt sitzender Seitenscheitel war beim Großteil der männlichen Anwesenden vorhanden. Die jungen Frauen kamen entweder im Sommerkleid oder in Bluse und schicker Hose. Zu Beginn dachte ich mir noch, dass sicher manche Frauen nicht so schick auf eine Hochzeit gehen würden, wie einige diese Frauen zu einem Club-Meeting. Zwei Männer in T-Shirt stachen gar so aus der Menge hervor, dass sie sogar von mir als störend empfunden wurden.

– Auszug aus dem Feldtagebuch

Elite. Was ist das und welche Auswirkung hat die Wahl eines derartigen Feldes auf die Erforschung von Jugendlichen und welche Konflikte gehen damit einher?

Aus europäisch-ethnologischer-kulturwissenschaftlicher Sicht stellt die Erforschung von im Vergleich zum Forscher höhergestellten Akteur*innen (beziehungsweise von ihm als höher gestellt wahrgenommenen) bis heute einen vernachlässigten Forschungszweig dar. Sowohl Bernd Jürgen Warneken und Andreas Wittel als auch Heiner Goldinger haben mit ihren Aufsätzen zur Forschungsperspektive des „research up“ beziehungsweise „research on equal terms“ am Beispiel von Ethnografien zu „Kulturkonflikten im Büro“ und den „Börsianern“ einen wertvollen Beitrag zur Reflexion meiner Erforschung von Rotaracter geliefert. In Kombination mit der Lektüre von Rolf Lindners Methodenklassiker „Die Angst des Forschers vor dem Feld“ wurde somit eine praxisorientierte Basis geschaffen, die zu einer Sensibilisierung der eigenen Herangehensweise geführt hat. Für die Aufarbeitung der gesammelten Daten wurde der Sozialanthropologe Chris Shore herangezogen. Dieser greift bei seiner Konzeptualisierung von „Elite Cultures“ auf Pierre Bourdieu zurück und verbindet dabei dessen Ansatz mit sei-

ner eigenen Auffassung von „Elite“:

„However, in order to constitute itself as an elite, in the first place an elite group must develop its own particularistic set of interests, norms and practices to differentiate itself from the masses. It must achieve ‚distinction‘ in Bourdieu's (1986) sense. Exactly how they do this – the cultural resources they mobilise and the way they cultivate functions that are simultaneously both ‚universalistic‘ and ‚particularistic‘ – are central issues for anthropology.“

Handelt es sich bei der vorliegenden Forschung aber nun um eine „research up“- oder um eine „research on equal terms“-Perspektive? Das vergleichsweise ähnliche Alter und der größtenteils gemeinsame Studentenstatus des jugendlichen Feldes verweisen zunächst eher auf ein Forschen auf gleicher Ebene. Andere Aspekte deuten wiederum auf einen höheren gesellschaftlichen Status der Rotaracter*innen hin. Hierzu zählen etwa gesammelte Informationen zu Elternhaus, Einkommen, Beruf oder zum akademischen Grad. Aus Forschersicht finden sich – abhängig von den jeweiligen Personen – beide Perspektiven in der Forschung wieder. So macht es beispielsweise einen Unterschied, ob man zum Interview in eine WG mit den öffentlichen Verkehrsmitteln

oder im familieneigenen Porsche Cayenne des Interviewpartners auf das Familienanwesen fährt.

Neben derlei biografischen Aspekten tragen auch Optik und Konsumverhalten der einzelnen Akteur*innen zur jeweiligen Perspektive bei. So werden im Feld Marken wie „Tommy Hilfiger“ und „Ralph Lauren“ präferiert. Im Zuge dessen stellte sich im Verlauf der ersten Treffen ein Gefühl des „Underdressed-Seins“ ein, was durch einen letztlich erfolglosen Shoppingausflug in die Münchner Innenstadt kompensiert werden sollte. Bereits bei der in den Geschäften getätigten Auswahl der unterschiedlichen Kleidungsstücke und Accessoires wurde in der Umkleide reflektiert, ob es sich bei den ausgewählten Objekten nun um eine stereotype Sichtweise oder um die Realität im Feld handelte: Poloshirts, beigefarbene aufgekremelte Shorts, Loafer und Segelschuhe. Dieser doch stark optische Fokus innerhalb der Forschung lässt sich exemplarisch am Beispiel des Seitenscheitels weiterführen. Es handelt sich dabei um ein Stilelement, das bei nahezu allen männlichen Akteuren des Clubs auszumachen ist. Während ich generell im Alltag und auch zu allen Aufenthalten im Feld auf einen derartigen Einsatz der „Pomade“ verzichtet habe, so kam die Stylingcreme dann doch als „haariges Selbstexperiment“ für den Gala-Abend im Seehaus im Englischen Garten zum Einsatz. Wieso aber spielt die Optik in der Erforschung von Rotaract eine so prominente Rolle?

Zum einen wurde dieser optische Fokus primär durch das Feld selbst geschaffen. Informelle Gespräche und Interviewsequenzen belegen dabei die enorme Bedeutung von Kleidung und Repräsentation innerhalb der Gruppe. Wenn auch in einer (primär) „studying down“-Situation gesammelt, erscheinen Moritz Eges Erfahrungen zur Beforschung von jugendlichen „Prolls“ und dem damit zusammenhängenden Versuch einer optischen Anpassung an das Feld überaus hilfreich. Ege schildert eine ähnliche Umkleidekabinen-Situation, wie sie auch in dieser Forschung entstanden ist: der Versuch sich kleidungstechnisch an die zentralen Akteur*innen anzupassen wird zum „Eiertanz“.

Zum anderen spricht Heiner Goldinger etwa hinsichtlich der Decodierung von Kleidungsstilen von einer „Kenntnis der Symbolwelten“ und bezeichnet damit schichtspezifische Status- und Repräsentationsformen. Ein gewisses modisches Grundwissen war daher auch für die Erforschung von Rotaract hilfreich beziehungsweise notwendig. So trug beispielsweise eine der Interviewpartnerinnen einen Carré-Seidenschal der französischen Luxusmarke „Hermès“. Die „Identifizierung“ der Marke und die Einschätzung des Accessoires auf einen Kaufpreis von rund 1000€ haben daher auch Rückschlüsse auf die Lebenswelt des Gegenübers zugelassen. Auf die Marke angesprochen, entwickelte sich daraus ein aufschlussreiches Gespräch über den persönlichen Markenkonsum der jungen Frau: „Ich kombiniere hochwertige Sachen gerne mit vergleichsweise günstigen. Meine Sandalen haben zum Beispiel nur um die 70€ gekostet.“

Bereits bei der ersten Online-Recherche wurden viele Kritikpunkte sowie Freimaurer- und Verschwörungstheorien zu Rotary ausfindig gemacht. Bern Jürgen Warneken und Andreas Wittel verweisen hierbei anhand eines ähnlichen Beispiels auf den kritisch zu beleuchtenden Prozess der „Mystifizierung“. In meiner Forschung zeigte sich diese durch eine anfängliche Grundskepsis meinerseits. Und auch die drei anderen potentiellen Folgeerscheinungen des „research up“ nach Warneken und Wittel galt es in Bezug auf das rotarische Forschungsfeld zu reflektieren: Unterwerfung, Distanzierung vom Feld und eine nachträglich stattfindende „Rache“. Diese Aspekte sind eng miteinander verwoben. „Unterwerfung“ fand vor allem zu Beginn der Forschung hinsichtlich der eigenen Studienwahl statt. Als einziger Geisteswissenschaftler im gesamten Club folgten so zu Beginn des Öfteren Rechtfertigungen für meine Fächerwahl. Neben dem clubinternen Fokus auf BWL und Jura wird dieser unterwerfende Effekt noch zusätzlich durch eine interne Konkurrenz zwischen Studierenden der beiden Münchner Universitäten der LMU und TU verstärkt. Wie von Goldinger mit Verweis auf „Die neue Angst vor dem Feld“ beschrieben, zieht sich die individuelle Distanzierung zum Feld bis in den Schreibprozess hinein und begünstigt

eine „intellektuelle Rache“ am Schreibtisch. Allein die Auswahl und Platzierung von Interviewsequenzen bemächtigen die Person in der Rolle des Forschers schließlich dazu, die Leser*innen in eine bestimmte Richtung zu lenken. Das abschließende Kapitel

„Der Versuch eines Ausblicks“ meines ersten Artikels sollte die einzelnen Aspekte daher zueinander in Verbindung setzen und relativieren.

In Anbetracht der Tatsache, dass eine Vielzahl der protokollierten Aussagen aus den informellen Gesprächen und Interviews meinen persönlichen Moralvorstellungen widersprechen, war es nicht immer leicht eine gewisse Wertneutralität zu wahren. Dieser Fall trat etwa bei den folgenden Aussagen meiner Gesprächspartner*innen ein:

A: Also der Vater meiner besten Freundin, der ist auch Mitglied bei Rotary. Und der hat im Gespräch mal folgendes Beispiel gebracht: Rotary unterstützt schon die Armen und die Mitglieder sind bei der Tafel aktiv und geben da Essen aus. Danach drehen sie sich aber um und trinken wieder aus dem Champagnerglas. Es hat also schon etwas mit dem guten Gewissen tun.

B: Wie siehst du das?

A: Für mich hat das schon etwas von Heuchelei. Klar tun sie Gutes und spenden viel Geld, allein das ist ja keine Verpflichtung, aber trotzdem schränken sie selbst sich nicht ein.

Generell ist dazu auch die eigene Rolle im Feld zu kommentieren. Zwar hatte ich mich nach dem dritten Treffen als Wissenschaftler bei der Vorstandschaft „geoutet“, wurde aber nach eigener Einschätzung dennoch weiterhin als „echter“ Gast/Anwärter mit der Absicht der zukünftigen Mitgliedschaft betrachtet. Eine Auflösung dieses Rollenkonfliktes wurde abgewogen, aber auf Grund der möglichen Verschließung des Feldes nicht umgesetzt. Hierdurch wird ein weiterer

Punkt angeschnitten, der die Forschung intensiv begleitet hatte: der Wunsch der Vorstandschaft nach einer Präsentation der Forschungsergebnisse anlässlich eines Pflicht-Meetings.

Aus einer Kosten-Nutzen-Perspektive erscheint ein Vortrag als ein vergleichsweise kleines Opfer für die Unterstützung und Akzeptanz durch die Jugendorganisation. Wie jedoch wird die Gruppe auf die Ergebnisse reagieren? Ist ihnen bewusst, dass heikle Themati-

Ich meine klar, das Gesamtbild muss schon passen. Jemand mit fünf Tattoos im Gesicht oder einer falschen Artikulierung wird es schon schwieriger haben.

So ein gewisses Einkommen wird schon vorausgesetzt. Das haben die meisten – natürlich. Und wir haben hier aber ja auch Leute, die eine Ausbildung gemacht haben. Da würde bei XY jetzt zum Beispiel niemand lästern, eben weil er so gut verdient in der Branche.

Es gibt ja solche und solche Leute. Ich kenne Hauptschüler, die haben sich noch hochgearbeitet und machen ihr Fachabitur. Die würden auf jeden Fall auch dazu passen. Aber ich weiß echt nicht, ob jetzt jemand der Handwerker von Beruf ist und auch allgemein nicht so gut verdient, ob der dann hier reinpassen würde. Wenn er halt von seiner Person und vom Charakter her so ist wie man sich einen typischen Handwerker vorstellt – ohne da jetzt wem zu nahe treten zu wollen – dann wird der hier jetzt eher nicht reinpassen.

ken wie Vetternwirtschaft und Intrigen offen und direkt in den Interviews angesprochen werden? Ist ihnen bewusst, dass sich ihre nach außen präsentierte absteigende Gewichtung von „Lernen – Helfen – Feiern“ durch die Forschungsergebnisse eher in Richtung eines „Viel Feiern – lange nichts – wenig Lernen – wenig Helfen“ entwickelt? Die von Rolf Lindner beschriebenen Ängste des Ausgeliefertseins und die eventuelle Unterstellung von Spionage und Unaufrichtigkeit schwingen dabei im Hintergrund stets mit.

Im Verlauf der Forschung waren jedoch auch positive Fortschritte zu vermerken. So erwies sich das offene Rotaract-Format des „Off-Meetings“ als sehr hilfreich für den Einstieg in das Feld. Als Plattform für alle interessierten Gäste/Anwärt*innen und Mitglieder gedacht, wunderte es hier niemanden der Anwesenden, weshalb „der Neue“ so viele Fragen stellte.

Welchen Unterschied aber macht die Erforschung „elitärer“ Jugendlicher im Vergleich zur in der bisherigen Fachliteratur vorgestellten Erforschung von erwachsenen Eliten? Zum einen ist dabei der andere Zugang zum Feld zu nennen. Hierbei ist auf den im Vergleich zu anderen Forscher*innen niedrigen akademischen Status meinerseits zu verweisen. So schildert etwa Christine Aka, wie hilfreich ein Professorentitel beispielsweise bei der Kontaktierung von Unternehmens-Vorständen sein kann. Derlei Türöffner waren im hier zentralen Feld nicht notwendig. Allein der Besuch der offenen Treffen und eventuell noch der Studentenstatus haben für den Zugang eine Rolle gespielt. Zum anderen unterscheidet sich das Feld hinsichtlich des ethnografierten lebensweltlichen Ausschnitts. Denn während sich bisherige Untersuchungen primär mit der Arbeitswelt der Eliten auseinandersetzten, so wurden die Rotaracter*innen hier in ihrer Freizeit begleitet.

Trotz aller Hürden und Schwierigkeiten ist die Forschungsperspektive des „research up“ am vorgestellten Beispiel als eine Herausforderung mit Gewinncharakter zu bezeichnen.

Autorinnen und Autoren



Marketa Spiritova
Projektleitung

Text:

„Jugendkultur – Jugendszene – Subkultur? ImPuls der Jugend in München! Ein Studierendenprojekt“



Elisabeth Mair
Layout

Text:

„Life is a ride“



Michaela Schuppe

Gruppenleitung der
Arbeitsgruppe
„Skaterinnen“

Layout

Präsentation

Luca Haugg

Cover-
gestaltung
Raumsuche



Wladislaw
Neumann
Fotografie

Tabea Stirenberg
Lektorat

Tim Kriegelsteiner
Covergestaltung
Gruppenleitung der
Arbeitsgruppe „Peta“
Layout
Lektorat
Präsentation

Text:

„PETA ZWEI Streetteam München.
Jugendlicher Tierrechtsakti-
vismus und veganer
Lebensstil“



Nicolas Dittgen
Lektorat
Raumsuche

Text:

„Niemand hat unsere Lebensgeschichte
gecheckt‘. Auf den Spuren
zweier Diplomatenkinder in
München“





Janina Schletz Stefanie Gerhardt
Druckrecherche Druckrecherche

Text:
„Online Offline. Über Bewältigungsstrategien weiblicher Gamer“



Raphael Rüschenndorf
Lektorat

Text:
„Russische Welt in München“



Nadine Gebhardt
Druckrecherche
Layoutrecherche

Text:
„Interkulturelle Kindheit und Jugend. Drei Münchner Portraits“



Michael Brielmaier
Gruppenleitung der Arbeitsgruppe „Elitäres München“
Lektorat
Präsentation

Text:
„Pomade, Poloheemd und Perlenkette? Eine Jugendorganisation zwischen sozialem Engagement und elitärer Selbstdarstellung“



Quellen

Literaturverzeichnis

Jugendforschung

Bauer, Katrin (2010): Jugendkulturelle Szenen als Trendphänomene. Geocaching, Crossgolf, Parkour und Flashmobs in der entgrenzten Gesellschaft. Münster.

Gaugele, Elke; Reiss, Kristina (Hg.) (2003): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt/M.

Moser, Johannes (2000): Jugendkulturen: Recherchen in Frankfurt am Main und London. Frankfurt/M.

Lebensstilforschung

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt Sonderband 2). Göttingen.

Lüdtke, Hartmut (1989): Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile. Opladen.

Unterweger-Treven, Silke (2007): Die Idee der Elite und deren Realisierung durch die Institution Hochschule. Ein internationaler Vergleich. Frankfurt/M.

Subkulturforschung

Diederichsen, Diedrich; Dick Hebdige; Olaph-Dante Marx (1983): Schocker. Stile und Moden der Subkultur. Hamburg.

Marchart, Oliver (2008): Subcultural Studies: Jugend-, Gegen-, Sub- und Clubkulturen. In: Ders.: Cultural Studies. Konstanz, S. 95-129.

Szeneforschung

Hitzler, Ronald; Honer, Anne; Pfadenhauer, Michaela (Hg.) (2009): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden.

Hitzler, Ronald; Niederbacher, Arne (2010): Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden.

Lucke, Doris (Hg.) (2006): Jugend in Szenen. Lebenszeichen aus flüchtigen Welten. Münster.

Gameszene

Kiel, Nina (2014): Gender and Games: Geschlechtsspezifische Rollenbilder in zeitgenössischen Action-Adventures. Hamburg.

Milestone, Katie (2012): Gender and popular culture. Cambridge.

Cote, Amanda C. (2017): „I can defend myself“. In: Games and Culture 12/2.

Vermeulen, Lotte (2016): „I play so I am?“ A gender study into stereotype perception and gender choice of digital game players. In: Journal of Broadcasting & Electronic Media 60/2.

Skateszene

Peters, Christian (2016): Skateboarding. Ethnographie einer urbanen Praxis. Münster, New York.

Bachmann, Cordula (2008): Kleidung und Geschlecht. Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis. Bielefeld.

Schweer, Sebastian (2014): Skateboarding: zwischen urbaner Rebellion und neoliberalen Selbstentwurf. Bielefeld.

Yochim, Emily Chivers (2009): Skate Life: Re-Imagining White Masculinity. Michigan.

Borden, Ian (2001): Skateboarding, space and the city: architecture and the body. Oxford.

Veganismus und Tierrecht

Gesetze-im-Internet.de: Tierschutzgesetz. Online unter: <https://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/BJNR012770972.html> [24.04.2018].

Grube, Angela (2009): Vegane Lebensstile. Diskutiert im Rahmen einer qualitativen, quantitativen Studie. Stuttgart.

Joy, Melanie (2013): Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus – eine Einführung. Münster.

Peta.de: Über PETA Deutschland e.V. Online unter: <http://www.peta.de/ueberpeta> [03.09.2017].

Petazwei.de: Wir sind PETA ZWEI. Online unter: <https://www.petazwei.de/about> [11.09.2017].

Rinas, Bernd-Udo (2012): Veganismus. Ein postmoderner Anarchismus bei Jugendlichen? Berlin.

Schleiner, Philip (2012): Veganismus unter besonderer Berücksichtigung des Lebensstilkonzeptes und der Tierrechtsbewegung. Eine qualitative Untersuchung. Wien.

Singer, Peter (1996): Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere. Hamburg.

Singer, Peter (2006): Praktische Ethik. Stuttgart.

Russische Welt in München

DeJaeghere, Joan; Vu, Lisa (2011): Transnationalism and Its Analytical Possibilities for Comparative, International, and Development Education. In: Weidman, John C.; Jacob, W. James (Hg.): Beyond the Comparative. Advancing Theory and its Application to Practice. Rotterdam, S. 269-294.

Dikan, Julia (2014): Chancen und Probleme junger russlanddeutscher Spätaussiedler seit den 1990er Jahren. Mainz.

Lukina, Tatjana (2013): Das russische München. Russkij Mjunchen. München.

MIR e.V. (Hg.) (1997): Russische Spuren in Bayern. Portraits, Geschichten, Erinnerungen. München.

Elitenforschung

Friedrichs, Julia (2009): Gestatten: Elite. Auf den Spuren der Mächtigen von morgen. München.

Goldinger, Heiner (2002): Methodik und Praxis des research up: als Ethnograph bei den Börsianern. In: Zeitschrift für Volkskunde 98, S. 257-270.

Goldinger, Heiner (2002): Rituale und Symbole der Börse. Münster.

Gradinger, Sebastian (2005): Service Clubs – Zur Institutionalisierung von Solidarität und Sozialkapital. Trier.

Lauterbach, Wolfgang (2011): Vermögend handeln? Ein allgemeines Handlungsmodell zur Erklärung gesellschaftlichen Engagements. In: Druyen, Thomas (Hg.): Vermögenskultur. Verantwortung im 21. Jahrhundert. Wiesbaden, S. 85-100.

Rotaract.de: Was ist Rotaract? Online unter: <https://www.rotaract.de/> [17.02.2018].

Shore, Chris (2002): Elite Cultures. Anthropological perspectives. London, New York.

Warneken, Bernd Jürgen; Wittel, Andreas (1997): Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93, S. 1-16.

Bilderverzeichnis

Die Bildrechte liegen bei den Autor*innen, außer:

S. 20, 26, 27, 28, 29, 30, 32: © Skatehoes

S. 33: © Samuel Erik Colombo

S. 54, 55 o., 56, 57, 58: © JULA-OrganisatorInnen

S. 75 o., 75 u., 77, 79, 80: © Rotaract Club München-Residenz

